

**Bochumer Arbeitsgruppe
für
Sozialen Konstruktivismus
und
Wirklichkeitsprüfung**

**in Zusammenarbeit mit der
〈Arbeitsgruppe für Kulturphysiognomik〉
und dem
〈Zentrum für Mythographie〉**

Arbeitspapier Nr. 15

1. Fassung: Juni 2009

**Moderne 2.1:
Die Arbeit und ihr 〈Ich〉**

Motto 1

«Selbsterkenntnis verhindern. Das heißt Versklavung.»
(Hubert Fichte)¹

Motto 2

«Im Grunde fühlt man jetzt [...], daß eine solche Arbeit die beste Polizei ist, daß sie jeden im Zaume hält und die Entwicklung der Vernunft, der Begehrlichkeit, des Unabhängigkeitsgelüstes kräftig zu hindern versteht. Denn sie verbraucht außerordentlich viel Nervenkraft und entzieht dieselbe dem Nachdenken, Grübeln, Träumen, Sorgen, Lieben, Hassen.»
(Friedrich Wilhelm Nietzsche)²

¹ Hubert Fichte (1976): Versuch über die Pubertät. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch.

² F.W. Nietzsche (1881): Morgenröte. Gedanken über die moralischen Vorurteile. [Buch 3. Nr. 173.](#)

Inhaltsverzeichnis

1. Moderne mal wieder	4
1.1 Postmoderne (noch ein Nachruf)	4
1.2 Moderne (hello again)	6
1.3 Moderne 2.1: Kasuistik	7
1.4 Supervision	8
2. Arbeit 2.1	9
2.1 Status quo	10
2.2 Was ist ‹Arbeit› – heute?	12
2.2.1 Erwerbsarbeit und Tätigkeit	13
2.2.2 Nomadisierung	13
2.2.3 Popökonomie	14
2.2.4 Entgrenzung	16
2.2.5 Vierhundert-Euro-Jobs	17
2.2.6 Mehrfach-Jobs	17
2.2.7 Downgrading durch Outsourcing und Leiharbeit	18
2.3 Die Wesen der Arbeit	18
3. ‹Ich› 2.1	19
3.1 Das ‹Ich› an sich und bei sich	20
3.1.1 Sein und Bewußtsein	21
3.1.2 Das neue ‹Ich›	22
3.2 Ein ‹Ich› unterwirft sich und hat Arbeit	24
3.2.1 Der Arbeitsnomade	26
3.2.2 Der Tage- und Stundenlöhner	26
3.2.3 Der Leih- und Zeitarbeiter	27
3.2.4 Der Käufer von ‹Arbeit›	27
3.2.5 Der Gefühls-Instrumentalisierte	27
3.2.6 Das Arbeitsmannequin	29
3.2.7 Der Qualifikationen-Sammler	29
3.2.8 Der heimliche Akkord-Steigerer	30
3.3 Ein ‹Ich› unterwirft sich und hat keine Arbeit	30
3.4 Ein ‹Ich› emanzipiert sich von der ‹Arbeit›	30
3.4.1 Wie bitte?	30
3.4.2 Die ‹Ich›-AG	31
3.4.3 Die ‹Ich›-GmbH	32
3.4.4 Die proteische Person	33
3.5 Gesunde Multiphrenie?	35
4. Rettungsboot	36
4.1 This is water	36
4.2 Achtsamkeit, oder: Wahre Arbeit, wahrer Lohn?	38
4.3 Die gute Personenperson	39
4.4 International Rescue	40
4.5 Aufwachen, bitte	41
5. Epilog	43

1. Moderne mal wieder

1.1 Postmoderne (noch ein Nachruf)

In diesem Arbeitspapier fangen wir da an, wo wir mit dem Arbeitspapier Nr. 14 aufgehört haben, nämlich mit einer Diagnose, einer Bestandsaufnahme der Jetztzeit. Wir werden zeigen, daß unsere Kultur im Moment sich dem geistigen Niveau von 1890 - 1910 nähert. Und so wundert es uns überhaupt nicht, daß die von einem ‹schwarzen Konstruktivismus› – *«Bei uns steht im Mittelpunkt der Mensch!»* – tranquilisierten und analphabetisierten Insassen unseres Gesellschaftssystems heute unter der Anleitung der Journaille und der Dudelmedien sogar schon wieder so weit gehen, daß sie die Rettung aus Unbill und Leid von einem Edelmann, einem Kavalier, einem Cavaliere à la Berlusconi erwarten. Das hätten sich die Freigeister in den ‹tollen› Zeiten des ‹Sozialen Konstruktivismus› nicht träumen lassen.

Wenn wir uns einmal jenseits der mittlerweile alles andere als freien Universitäten umschaun und etwa bei einem Gang in die Stadt, morgens um 11 Uhr, die Augen für das ‹wirkliche› Leben offen halten, dann entdecken wir mühelos die Rückkehr von literarischen Sujets, die von Charles Dickens stammen könnten (etwa wenn innerhalb von vier Minuten vier verschiedene und ‹abgerissen› aussehende Menschen nacheinander einen Papierkorb in der City nach verwertbaren Pfandflaschen untersuchen); wenn wir in den Zeitungen lesen, mit welchen Begründungen Gewerkschaftsmitglieder von Ausbeutungsbetrieben hinaus geklagt werden oder wie sich Unternehmende und mit ihnen verbundene Christen gegen Mindestlöhne wehren und Gewerkschaften als Sumpf bezeichnen, den es auszutrocknen gelte; wenn wir erfahren, daß unser Land bei der ungleichen Bezahlung von Männern und Frauen Spitzenreiter ist; wenn wir hören, wie Mädchen in den entsprechenden Schmutz-Medien auf Aussehen gedrillt werden; wenn wir erfahren, wie weite Teile von jugendlichen Kulturinsassen mit Migrationshintergrund ins Abseits gedrängt werden; und wenn wir schlicht feststellen, wie viele Leute wirklich arm sind, dann wird uns schnell klar, daß, jenseits der sogenannten Finanzkrise, das Monster, die Moderne, auf eine gespenstische, ja frankensteinianische Art und Weise zurückgekehrt ist.

Hoffnungen, in der Postmoderne werde sich für die Insassen unserer Kultur irgendetwas in irgendeiner Richtung zum Positiven wenden, haben sich nicht erfüllt. Wir können uns von der Postmoderne mit ihren in unserem [Arbeitspapier Nr. 11](#)³ dargestellten attraktiven Versprechungen – bezüglich Sprache und Ästhetik, Wahrheitsvielfalt, Pluralismus, Infragestellung von Autoritäten, Unvernunft und Selbstironie – verabschieden. Was von der Postmoderne übrig blieb haben wir, ziemlich enttäuscht, im [Arbeitspapier Nr. 14](#) zusammengefaßt.

Heute spinnen die Ideologien von ‹Markt› und ‹Arbeit› – in ihrer unvermeidlichen Verflechtung als Merkatokratie – unsere Wirklichkeit im finalen Kapitalismus. Der Kapitalismus scheint unangreifbar geworden zu sein, er besetzt die Gehirne von ‹Tätern› und ‹Opfern›, er ist zu etwas Unausweichlichem geworden, das niemand mehr beenden oder aufheben kann:

³ Liebe Leserin, lieber Leser, wenn Sie dieses Arbeitspapier als PDF-Datei auf Ihrem Computer lesen, was wir Ihnen nicht empfehlen, können Sie über die eingebauten links direkt auf viele im ‹Skepsis-Reservat› der ‹Bochumer Arbeitsgruppe› erschienenen Traktate und Essays springen. In unseren Augen wäre es aber viel schöner, wenn Sie dieses Arbeitspapier erst einmal physisch – als Ausdruck – in den Händen hielten, es durchstöberten, dabei vielleicht auf viele eindruckliche ‹links› stießen, sich diese gar merkten, um dann im Nachhinein, in einem zweiten Durchgang gewissermaßen ... Wie bitte? Sie meinen, dies alles wüßten Sie sowieso und außerdem müsse dies jeder – ganz persönlich – für sich selbst entscheiden? Ok.

«Der Kapitalismus ist ein Spiel, dessen Regeln sich fortwährend ändern, beständig nur darin, überhaupt dies, ein Spiel, das Spiel zu sein. Für keinen Spieler, und wäre er der größte, kann es auf Dauer gutgehen. Doch steht es niemandem frei, auszusteigen; denn es gibt keinen Raum, der dazu ein Außerhalb wäre. Entschlüsse vermögen nichts; selbst unter schlimmsten Umständen vollstreckt sich an ausnahmslos jedem der Zwang, mitzuspielen. Das Spiel erhält sich auch dann, wenn alle es verlieren. Diese Einsicht ist es, die heute vor Entsetzen stumm macht.»⁴

Ja, die Auswirkungen einer gnadenlosen kapitalistischen Moderne sind heute so sichtbar wie 1890. Und genau aus diesem Gedanken heraus haben wir die beiden obigen Mottos gewählt. Nietzsche war ein Seher. Schüler sollen heute so früh wie möglich lernen, daß im finalen Kapitalismus nur Arbeit und «Leistung» (Was soll das sein?) zählen, und Studenten haben dann bereits gelernt, daß sie nur mit möglichst guten Schulnoten (Auf was verweisen diese?) und Universitätsabschlußnoten (Auf was verweisen diese?) an die Fleischtöpfe gelangen können und einen jeweiligen Mehrwert für das Kapital erarbeiten dürfen.⁵

Allen, ja, bereits Kindern, ist klar, daß es in diesem Wettrennen nur wenige Sieger geben kann. Und ein Amoklauf in einer Schule – zum Beispiel – wird heute niemals zu einer Veränderung eines gnadenlosen Schulsystems führen, in dem es zu allererst um Selektion und Zurückweisung geht, sondern er wird – nach einem kurzen Trauerzwischenstopp in den unvermeidlichen Medien – als unerklärlicher Kollateralschaden verbucht und dann vergessen.

Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: Klar, die Moderne war nie verschwunden, war nie untergegangen, sie war, wie die Romantik, immer da, sie wurde nur von der Postmoderne – mit all ihren wunderbaren, aber leider unerfüllten und daher trügerischen Hoffnungen – glasiert, verdeckt, bunt angemalt. Bestimmte geistige Zweifel am Gesamtlauf unseres Systems sind heute weder denkbar noch mitteilbar. Wer die grundsätzliche Funktionsfähigkeit des finalen Kapitalismus bezweifelt und sich etwa für eine Verstaatlichung der Banken ausspricht, landet im Jahresbericht des «Verfassungsschutzes», denn unsere Verfassung und ein finaler Kapitalismus scheinen ein und dasselbe zu sein. Lustig ist, daß die derzeitige Bundesregierung gerade – ungestraft – marode Banken verstaatlicht. Ach ja.

Die Frage, [worauf wir eigentlich hinaus wollen](#), darf nur mit dem Wort «Wachstum» beantwortet werden. Denn der Markt geht seinen Weg, und dieser Weg ist der beste aller Wege! Vorwärts also, es geht zurück! Wie weit es zurückgehen wird, zeigt sich in dieser Einlassung eines berühmten Präsidenten eines berühmten Institutes für «Wirtschaftsforschung»:

«Jeder muss von seiner Hände Arbeit leben können. Es darf nicht sein, daß Firmen ihre Geschäftsmodelle darauf aufbauen, daß der Staat den niedrigen Lohn, den sie zahlen, noch aufstockt. Firmen, die es nicht schaffen, einen auskömmlichen Lohn zu zahlen, brauchen wir nicht.» Das sind Sprüche aus den vergangenen Monaten, denen vermutlich zwei Drittel der Deutschen zustimmen. Aber es sind die dümmsten Sprüche des Jahres.»⁶

Tja, wir werden uns in diesem Arbeitspapier ausführlich mit dem Begriff «Arbeit» beschäftigen

⁴ Burkhard Müller: Der Allmächtige. Süddeutsche Zeitung Online vom 27.04.2009.

⁵ Ist unsere Welt dadurch besser geworden, daß fast nur noch Bürgerkinder mit einem Abiturnotenschnitt von Eins-Komma-Irgendwas studieren dürfen? Nur ein wenig besser? Eine Frage, vor deren Antwort einem schwindelig wird.

⁶ Süddeutsche Zeitung vom 28.12.2007.

müssen und mit dem, was dumm und klug sein könnte.

1.2 Moderne (hello again)

Die kapitalistische Moderne ist zurückgekehrt, ja, sie ist heute präsenter denn je. Wir wollen die Heimsuchung durch dieses Gespenst, das ewig wiederzukehren scheint, mit unserer Vorstellung von der Moderne 2.1 bannen. Geblieben von der fast erloschenen Postmoderne sind nur wenige Moden, die nicht nur dabei helfen, die neue alte Moderne 2.1 etwas auszuschnücken und zu embellieren, sondern die darüber hinaus noch denjenigen, denen unserer Bundesrepublik gehört, sehr gelegen kommen. Wir greifen nur zwei heraus:

Ein Punkt ist die postmoderne Geschwätzigkeit. Nur ein Beispiel: *«Ein Konsens wird getragen von einer Lust auf Herausforderung!»* So klingt das heute, wenn wichtige Menschen sprechen. Wir sollten bei diesem postmodern klingenden Geseire jedoch nicht irre werden, diese Sprengsel unverständlicher Polit- und Herrschaftssprache wurden zwar aus der Postmoderne herüber gerettet, sie dienen jedoch keiner der hoffnungsvollen Dimensionen, mit denen die Postmoderne einmal gestartet war. Denn ein schon eingangs erwähnter *«schwarzer Konstruktivismus»* beherrscht heute die Äußerungen *«wichtiger»* Macher, sie wissen genau, daß es nicht darum geht, was geschieht, sondern wie darüber gesprochen wird. Und genau diese Standardsprache zur Bewältigung von Ereignissen aller Art bestimmen die [«Herren des Wörterbuchs»](#). Und weil das so gut und problemlos geregelt ist, darf heute auch jeder Kulturinsasse in jedem Forum – das ist etwa das Web 2.0, das sind die [«Je-Ka-Mi-Nachrichten»](#), das sind die Leserbriefe in den verbliebenden Printmedien etc. – in seiner allseits sozial definierten Geschwätzigkeit seine Meinung zu allem und jedem sagen – und keine wird gehört, denn sie interessiert niemanden von Bedeutung.⁷

Eine andere wesentliche Neuerung, die das zurückgekehrte Monster mit Freuden aus der Postmoderne übernommen hat, ist die Überzeugung und die grenzenlose Gewißheit aller Kulturinsassen, über ein nicht nur einzigartiges, sondern auch wichtiges *«Ich»* zu verfügen, aus dem Ansprüche erwachsen. Nachdem die *«Herren des Wörterbuchs»* in der frühen Moderne zunächst noch skeptisch waren, ob sie wirklich allen Bürgern ein *«Ich»* erlauben sollten, lachen sie sich heute ins Fäustchen, denn diese mundanen *«Ich»*-Überzeugungen, -Spreizungen und -Diversifizierungen passen ganz wunderbar in ihre final-kapitalistischen Pläne und ihre spezifische Dialektik von *«Ich»* und Konsumismus. Nur ein Beispiel: Unter einem kohärenten *«Ich»* würde hier ein *«Ich»* verstanden, das hinreichend an eine Marke gefesselt ist (*«Ich kauf nur Maggi!»*). Und ein diversifiziertes *«Ich»* konsumiert verschiedene Artikel der gleichen Marke in verschiedenen Rollen (*«Die haben was für jede Gelegenheit, von Terrinen für die 5-Minuten-Arbeitspause bis zum Überbackenen für das Candlelight-Dinner!»*)

Arbeitnehmer, die glauben, über ein *«Ich»* zu verfügen, kann man sehr schön und einfach ausbeuten, wenn man es geschickt anstellt (*«Ich verlasse mich da ganz auf Sie!»*) und ihnen überzeugend nahe legt, daß sie ihre eigene – natürlich ganz persönliche – Stechuhr im Kopf haben. Ja, im Postfordismus kann der [Kapitalist die Brücke verlassen](#), wie schön! Die Arbeitnehmer werden das Schiff schon steuern. Damit ist klar, daß Reflexionen über das eine oder keine Arbeit habende *«Ich 2.1»* in diesem Arbeitspapier eine größere Rolle spielen werden. Aber wir wollen nicht soviel vorweg nehmen!

⁷ Gerne erinnern wir hier an einen endgültigen Aphorismus von Albertine Devilder: *«Dumme Menschen haben zu allem und jedem eine Meinung; kluge zu wenigem mehrere.»*

Kurz noch dies: Wie kommen wir auf den Begriff ‹Moderne 2.1›? Nun, der französische Kurator Nicolas Bourriaud hat in seinem ‹Altermodern Manifesto› den netten Begriff von der ‹Altermoderne› erfunden und meint, daß diese die Postmoderne abgelöst habe. Leider sagt er dazu nicht mehr, das wir aufgreifen könnten. Auch gab es in den vergangenen Jahrzehnten schon einige Autoren wie Ulrich Beck⁸ oder Anthony Giddens⁹, die die Idee von einer zweiten Moderne entwickelten. Allerdings waren diese Überlegungen überwiegend noch positiv gestimmt, ging es doch darum, sich vorzustellen, Halbheiten der Moderne – Bürgerrechte gelten etwa nur für Staatsbürger, aber nicht für Migranten – würden in einer vollendeten Moderne zu einem Ganzen. Nun, diese Hoffnungen und Versprechungen werden sich nicht erfüllen.

Der Begriff ‹2.0› wird derzeit in allen möglichen passenden und unpassenden Kontexten zu Tode geritten. Deswegen gehen wir gleich eine Versionsnummer weiter und sprechen von der ‹Moderne 2.1›. Dieses Arbeitspapier wird zeigen, was wir darunter verstehen.

1.3 Moderne 2.1: Kasuistik

Unsere Vorstellung von der gespenstisch wiederkehrenden Moderne in der Fassung 2.1 wollen wir am Beispiel der medizinischen Dienstleistungen illustrieren. In der Merkatokratie werden ja nun einmal alle Lebensbereiche und Lebensäußerungen in Gebrauchsgüter für den Warentausch transformiert. Was dies für das gesellschaftliche Miteinander bedeutet, lässt sich schön anhand der Doppelrolle des Arztes als menschenfreundlichem Heiler und geschäftstüchtigem Unternehmer illustrieren.

Es ist natürlich nicht die Schuld der Ärzte, daß die medizinische Behandlung der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie gegenwärtig geübt wird, ein mörderischer Unsinn ist. Wenn eine gesunde Nation, die beobachtet hat, daß man für den Bedarf an Brot vorsorgen kann, indem man Bäckern ein pekuniäres Interesse am Backen einräumt, einem Chirurgen ein pekuniäres Interesse daran einräumt, einem das Bein zu amputieren, so genügt diese Tatsache vollauf, um einen an der erwarteten Menschenfreundlichkeit verzweifeln zu lassen. Aber genau das haben wir getan. Und je entsetzlicher die Verstümmelung, desto mehr bezahlen wir dem Verstümmler.

Empörte Stimmen murmeln, daß diese Operationen nötig seien. Möglich. Es mag auch nötig sein, einen Mann zu hängen, oder ein Haus niederzureißen, doch wir hüten uns wohl, den Henker oder den Demolierer über die Notwendigkeit entscheiden zu lassen. Täten wir dies, so wäre keines Menschen Genick, keines Menschen Stellung in Sicherheit. Den Arzt aber lassen wir darüber entscheiden. Wir können uns das Schienbein nicht ernstlich verletzen, ohne einem Chirurgen die schwere, an sich selbst gerichtete Frage aufzudrängen: Wäre mir nicht ein Packen Geld nützlicher, als diesem Menschen sein Bein?

Wir kennen keinen einzigen wohl unterrichteten Menschen, der nicht empfinde, wie sehr die Tragik der Krankheit heutzutage darin besteht, daß sie einen hilflos in die Hände eines Berufsstandes liefert, dem man tief mißtraut, weil er nicht nur auf der Suche nach Wissenschaft die empörendsten Grausamkeiten befürwortet und verübt und rechtfertigt, sondern auch, wenn solche Grausamkeiten die Öffentlichkeit empört haben, diese mit atemberaubender Unverschämtheit zu beruhigen ver-

⁸ Ulrich Beck, Anthony Giddens & Scott Lash (2007): *Reflexive Modernisierung: Eine Kontroverse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. (Neudruck)

⁹ Anthony Giddens (2008): *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. (Neuaufgabe)

sucht. Das ist der Ruf, den die Schulmedizin jetzt gerade genießt. Er mag verdient oder unverdient sein: so ist er beschaffen.

Was Ehre und Gewissen der Ärzte betrifft, so haben sie so viel wie jede andere Menschenklasse, nicht mehr und nicht weniger. Und welche andere Menschenklasse wagt zu behaupten, sie sei unparteiisch, wo ein starkes Geldinteresse auf dem Spiel steht. Es ist einfach unwissenschaftlich zu behaupten oder zu glauben, daß Ärzte unter den jetzigen Verhältnissen nicht auch unnötige Operationen ausführen oder einträgliche Krankheiten herbeiführen oder verlängern. Es gibt noch etwas, das es schwer macht, der Ehre oder dem Gewissen eines Arztes Vertrauen zu schenken. Ärzte sind genau wie andere Menschen: die meisten haben keine Ehre und kein Gewissen.

So ist das. Die marktherrschaftliche Durchökonomisierung unserer Biosphäre ist ein Quell allumfassenden Unbehagens und Mißtrauens zwischen den Menschen. Die Merkatokratie zersetzt jedes Vertrauensverhältnis, weil es allen und jedem nur noch um pekuniäre Interessen geht. Dies ist heute in der ersten Dekade des dritten Jahrtausend genau so gültig wie damals im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts.

Denn von wem – und vor allem wann? – wurden die vorhergehenden vier kursiven Abschnitte über die ambivalente Doppelrolle des Arztes geschrieben, liebe Lesenden? Bitte innehalten, und achtsam noch einmal kurz nachlesen und überlegen.

.....

Klar, natürlich haben wir das *nicht* geschrieben. Und es ist selbstverständlich auch nicht aus dem dritten Jahrtausend. So weise sind wir nicht, und so schön schreiben können wir schon gar nicht. Wir haben uns einfach Überlegungen aus der *«Vorrede über Ärzte»* angeeignet, die George Bernard Shaw zu seinem am 14.7.1906 in London uraufgeführten Theaterstück *«The Doctor's Dilemma»* (Der Arzt am Scheideweg oder Des Doktors Dilemma) verfaßt hat. Die Vorrede wurde allerdings erst 1915, also nachträglich zu dem 1911 erstmals als Text veröffentlichten Stück geschrieben, ist damit mal locker knappe 95 Jahre alt – und könnte doch zeitgemäßer nicht sein.¹⁰ *Willkommen in der Moderne 2.1.*

1.4 Supervision

Wie werden wir unseren faszinierenden Gedanken von der Wiederkehr der Moderne deklinieren? Da der entfesselte Kapitalismus – trotz unvorstellbarer Geldvernichtungen, die selbstredend vom Steuerzahler auszugleichen sind und unvorstellbarer Gewinne, die selbstredend bei den Geldvernichtungs-Verursachern verbleiben dürfen – in seinem Lauf nicht aufzuhalten sein wird und immer mehr Menschen nicht besser, sondern schlechter zurecht kommen werden, müssen wir, wie oben schon angekündigt, einen langen Blick auf das werfen, was heute *«Arbeit»* genannt wird. Geht nicht anders. Denn mit der zurückgekehrten Moderne steht die unauflöslche Verbindung von Arbeit, *«Ich»* und Lebensglück wieder im Mittelpunkt. Das Sein, die Arbeit, der Broterwerb bestimmt das Bewußtsein. Ein *«Ich»* unterwirft sich der Arbeit.

¹⁰ Wir folgen der Taschenbuchausgabe von 1991, und haben – ganz ehrlich – nur zusammengefasst und einige Male die erste Person Singular in die erste Person Plural verwandelt. Ansonsten steht das da, genau so! Bernhard Shaw: *Des Doktors Dilemma*. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.

Daß das Bewußtsein auch das Sein bestimmen kann, ist eine verloren gegangene Phantasie, eine Träumerei aus dem vergangenen Jahrhundert. Eine Arbeit zu haben oder keine Arbeit zu haben definiert die eigenen Vorstellungen vom ‹Ich› – und die der anderen. Also wird in diesem Arbeitspapier auf die Diskussion des Phänomens Arbeit ein Diskurs über das aus der Arbeit und mit der Arbeit konstruierte ‹Ich› folgen. Damit werden wir zwei ganz wesentliche Bereiche der zurückgekehrten Moderne analysieren und dabei versuchen, den Kern, die ideologische Doppelhelix der gespenstischen Moderne, anschaulich und damit denkbar zu machen. Und natürlich werden wir Sie, liebe Leserin und lieber Leser, mit unseren notwendigerweise nicht sehr erbaulichen Anschauungen nicht in eine ungewisse final-kapitalistische Zukunft entlassen, ohne auf einen Hoffnungsschimmer am Horizont zu verweisen: Die Personenperson. Was das nun wieder ist? Sie werden es sehen, nein, lesen.

Dem Fundamentalismus, daß ‹Arbeit› alles sei, werden wir eine grundsätzliche Kritik des Begriffs der ‹Arbeit› entgegen setzen. Denn ‹Arbeit› ist keine überhistorische Kategorie, keine Bedingung für die menschliche Existenz. Sie ist eine gesellschaftliche Tätigkeit für andere unter den Verhältnissen moderner Warenproduktion – und eine Tätigkeit, die heute zunehmend obsolet wird. Es wird nicht mehr genügend Arbeit für andere – also Lohnabhängigkeit – geben. Wir sollten uns schon mal auf ein Leben ‹ohne Arbeit› hin orientieren. Wenn man den Menschen begreiflich machen könnte, daß die kapitalistische Wirtschaftsweise eine ‹Vollbeschäftigung› gar nicht erfüllen kann, ja gar nicht erfüllen darf, wäre der Grundstein zum Umdenken gelegt. Es gibt ein Leben vor dem Tod!

2. Arbeit 2.1

Die Diagnose, daß die ‹Arbeit› immer weniger werde, und daß diejenigen, die noch eine Arbeit haben, immer schlechter bezahlt würden, ist leicht und schnell gestellt. Und sie scheint zutreffend zu sein. Dennoch hält sich der Mythos von der unabdingbaren Notwendigkeit, eine Arbeit haben zu müssen, und diese Arbeit dann hat für die Kultur der Moderne 2.1 den wunderbaren Aspekt, daß Arbeitende absorbiert sind. Nietzsche drückt das in dem dieser Arbeit vorausgehenden Motto wunderbar aus! Ja, selbst nach einer Dekade im neuen Jahrtausend halten die ‹Herren des Wörterbuchs› die Mär aufrecht, daß Arbeit zu haben (gleich welcher Art und welcher Bezahlung!) ehrenhaft und keine Arbeit zu haben unehrenhaft sei. Ja, die herrschende kapitalistische Lehre geht sogar so weit, daß sie von den Kulturinsassen verlangt, sie sollten selbst in dem Fall den ganzen Tag für andere arbeiten, in dem sie von dem ihnen zugemessenen schmalen Entgelt nicht leben können! Denn Arbeiten ist nun mal von den ‹Herren des Wörterbuchs› zu einem gesetzlich verankerten menschlichen Grundbedürfnis erklärt worden. Daraus folgt: Wenn wir keine Arbeit haben, leben wir kein erfülltes Leben. Keine Arbeit zu haben, bedeutet, kein ganzer Mensch und kein vollwertiges Mitglied dieser Gesellschaft zu sein, und das ist ja nun mehr als peinlich. So einfach geht das mit der Indoktrination. Und alle machen mit. Alle? Nicht alle. Aber dazu erst später mehr.

Wie schon im einleitenden Kapitel erwähnt, zeugt in der zurückgekehrten Moderne die Erwartung, von seiner Hände Arbeit auch leben zu können, von Dummheit, denn der finale Kapitalismus ist nicht dazu da, vielen der im Schweiß ihres Angesichtes arbeitenden Menschen genügend Brot zu geben. Um Arbeitnehmer, die von ihren Arbeitgebern ausgebeutet werden, muß sich gefälligst der Staat kümmern, indem er zusätzliche Hilfen zum zu geringen Lohn zahlt. Das Kapital hat andere Aufgaben. Welche?

2.1 Status quo

In diesem Moment sind in der Europäischen Union etwa 20 Millionen Menschen als ‹arbeitslos› gemeldet, sie können das Arbeitslos also nicht mehr auf sich nehmen, auch wenn sie es möchten. Dazu kommen – je nach Schätzung – viele Millionen Menschen, die zwar ohne ‹Arbeit› sind, die aber aus den Arbeitslosenstatistiken anmutig heraus gerechnet wurden.¹¹ *«Gleichzeitig, und dies verschärft das Problem, muß man davon ausgehen, daß dieser hohe Grad an Arbeitslosigkeit nicht nur das Resultat einer falschen [...] Politik ist, sondern daß sich [...] dahinter ein Prozeß verbirgt, der sich durch [...] drei Faktoren bezeichnen läßt: rasant wachsende Produktivität; Technologisierung, Mechanisierung, Digitalisierung sowie Internationalisierung und Globalisierung, die sich [...] durch die Verfügbarkeit von ungeheuren Reserven billiger Arbeitskräfte am Weltmarkt bemerkbar macht. [...] Das Übel [...] besteht darin, daß mit immer weniger menschlichem Arbeitsaufwand immer mehr Güter in immer kürzerer Zeit produziert werden können.»*¹²

Die Konsequenzen aus dieser hohen Zahl von ‹Arbeitssuchenden› für die sozialen ‹Sicherheitssysteme› sind fatal. Alle politischen Gruppierungen schreien durcheinander und bemühen sich, ihre Vorstellungen zu den einzig angemessenen zu erklären. Dabei sind sich über das Kernproblem *«die verschiedenen Gesellschaftsvisionen durchaus einig: mehr Arbeitslose, mehr Rentner und weniger bezahlte Arbeit. [...] Immer weniger Beschäftigte müssen immer mehr Arbeitslose finanzieren, deshalb wiederum müssen Steuern und Sozialabgaben ständig steigen, und dies bei einer zunehmend alterslastigen Bevölkerungsentwicklung - mit der absehbaren Konsequenz: das ganze System bricht zusammen.»*¹³ Dazu kommt folgendes: *«Immer mehr Menschen drängen auf den Arbeitsmarkt, auf dem es immer weniger Arbeit zu verteilen gibt.»*¹⁴

Das Ende der Vollbeschäftigungsgesellschaft ist verknüpft mit etwas, das Beck die ‹Prekäre Unterbeschäftigung› nennt: *«Als ‹beschäftigt› gilt auch, wer ohne hinreichende Existenzsicherung in tausend bunten Formen flexibel ‹unterbeschäftigt› ist. Was in internationalen Vergleichen meist ausgeblendet bleibt, ist die rapide Ersetzung von Vollzeitarbeitsplätzen durch räumlich, zeitlich und vertraglich flexible Unterbeschäftigung. Noch Anfang der siebziger Jahre standen in Deutschland einem Nicht-Normbeschäftigten fünf Normbeschäftigte gegenüber. Anfang der achtziger Jahre lag das Verhältnis bei eins zu vier, Mitte der achtziger Jahre bereits bei eins zu drei, Mitte der neunziger Jahre liegt es bei eins zu zwei. Bei Fortschreibung dieses Trends wird [...] [es] in 15 Jahren bei eins zu eins liegen. Nur die Hälfte der abhängig Beschäftigten hätte dann noch dauerhafte, arbeits- und sozialrechtlich abgesicherte Vollzeitarbeitsplätze, ohne daß die Zahl der Arbeitsplätze insgesamt zugenommen hätte. Dieser Zustand [...] gilt schon heute für das ‹Beschäftigungswunder› der USA.»*¹⁵

¹¹ Die Aufhübschung der ‹Arbeitslosenstatistik› hat eine jahrzehntelange Tradition. Soeben – im Mai 2009 – wurde wieder einmal an der statistischen Berechnung von ‹Arbeitslosigkeit› geschickt gedreht: Alle ‹Arbeitssuchenden›, die von privaten Arbeitsvermittlungsfirmen am Arbeitsmarkt gehandelt und verkauft werden, tauchen ab sofort nicht mehr in der offiziellen ‹Arbeitslosenzahl› auf. Cool? Klar.

¹² Konrad Paul Liessmann: *Im Schweiß deines Angesichtes. Zum Begriff der Arbeit in den anthropologischen Konzepten der Moderne*. In: Ulrich Beck (Hg.) (2000): *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Seite 85 - 86.

¹³ Ulrich Beck (2000): *Wohin führt der Weg, der mit dem Ende der Vollbeschäftigungsgesellschaft beginnt?* In: Ulrich Beck (Hg.): *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. Seite 18.

¹⁴ Ulrich Beck (2000), a.a.O., Seite 30.

¹⁵ Ulrich Beck (2000), a.a.O., Seite 23.

Das ist ein großes Problem, da alles, was «Sicherheit bietet gegen die Wechselfälle des Lebens, gegen Krankheit und Arbeitslosigkeit, gegen Unfall, Altersarmut und Pflegebedürftigkeit, an den Besitz einer bezahlten Arbeitsstelle» gekoppelt ist.¹⁶

Durch die hohe Arbeitslosigkeit und die zunehmende «Deregulierung» des Arbeitsmarktes geraten die Insassen der westlichen Unterbeschäftigungsgesellschaften in eine *Abstiegs-Falle*: «Individuell ist es notwendig, die Einkommenseinbußen durch Mehrarbeit auszugleichen, kollektiv ist jedoch dieses Verhalten selbstschädigend. Denn auf diese Weise wird das Gesamtangebot an flexibler Arbeitskraft ausgeweitet und die kollektive Anbieterposition zusätzlich geschwächt, was weitere Lohnsenkungen möglich macht.»¹⁷ So entsteht die «Gefahr von sich selbst verstärkenden Verarmungsprozessen» eben gerade dadurch, daß die Leute Arbeit haben – junk jobs! «Was sich früher ausgeschloß, verbindet sich nun: Arbeit und Armut – working poor.»¹⁸

Diese Unterbeschäftigung findet ihren Ausdruck auch in einer neofeudalen Dienstbotengesellschaft, die «vom Alptraum der arbeitslosen Vollbeschäftigungsgesellschaft» befreien soll.¹⁹ Viele neue Dienstboten sollen einfache Dienste verrichten, für die man keinerlei Fähigkeiten benötigt – und die deswegen natürlich auch sehr gering bezahlt werden. Und Bürger und Bürgerinnen, die diese Dienstboten in Haus und Garten beschäftigen, können Teile des Lohns steuerlich geltend machen. Das soll ein Anreiz sein, zur Dienstbotengesellschaft von 1900 zurückzukehren. Klappt aber wohl nicht.

Die Tage der «Vollbeschäftigung» scheinen also endgültig vorbei zu sein, doch alle Politiker haben sich (angeblich und «offensichtlich») das Motto «Jobs, Jobs, Jobs» auf ihre Fahnen geschrieben. Sie müßten es eigentlich besser wissen, oder? Doch je offensichtlicher es wird, daß die Arbeitsgesellschaft an ihre historische Grenze stößt, desto lauter ertönt der Ruf nach ihrer Rettung. Sozialdemokraten und Rechtsradikale, Unternehmerverbände und Gewerkschaften, Neoliberale und die Apologeten eines Jobwunders im Dienstleistungssektor, sie alle sind sich einig: Die «Arbeit» darf nicht sterben. Jeder hält Rezepte bereit. Doch keines davon wird die «Vollbeschäftigung» zurückbringen, sie alle laufen nur auf die weitere Spaltung des Arbeitsmarkts in Normal- und Billiglohnjobs hinaus. Wir stehen vor einem völlig überhöhten Ethos der «Arbeit», obwohl dieses nicht mehr zu retten sein wird. Wir kommen darauf zurück.

«Diese Laborisierung, diese Verarbeitlichung, unserer Tätigkeiten hat zwei Effekte. Einerseits werden dadurch [...] Tätigkeiten, die quasi als Naturtätigkeiten verstanden wurden – Frauen bekommen eben Kinder und sind fürsorglich – denaturalisiert, sie werden zu einem Produkt von Anstrengung, von Planung, von Kenntnissen, was letztlich auch nach adäquater Anerkennung und nach Bezahlung ruft [...]. Es wird eine befreiende Distanz zu einer Tätigkeit aufgebaut, indem sie als Arbeit aufgefaßt wird und nicht mehr als Natureigenschaft. Andererseits [...] werden diese Tätigkeiten auch den Leistungsansprüchen und Effektivitätskriterien einer Arbeitsgesellschaft unterworfen [...]. Wer in diesem Sinne arbeitet, steht unter Marktverhältnissen immer schon in Konkurrenz zu den anderen Arbeitenden. Man könnte auch sagen: Diese Form von quantifizierbarer, vergleichbarer Arbeit ist mit den dahinterstehenden Leistungs- und Meßbarkeitsansprüchen zum impliziten und

¹⁶ Ulrich Beck (2000), a.a.O., Seite 24.

¹⁷ Ulrich Beck (2000), a.a.O., Seite 24.

¹⁸ Ulrich Beck (2000), a.a.O., Seite 24.

¹⁹ Ulrich Beck (2000), a.a.O., Seite 25.

expliziten Paradigma unseres Daseins selbst geworden.»²⁰

Die Beschäftigung mit dem Phänomen Arbeit 2.1 kreist um das Paradox, daß wir in einer Zeit leben, der zwar die konkrete ‹Erwerbs-Arbeit› ausgeht, in der sich aber die persönliche und soziale Befindlichkeit weitgehend ausschließlich über die ‹Arbeit› bestimmt. Alle Dinge, Handlungen, Aktivitäten und Ereignisse müssen nach Leistung bemessen und mit Blick auf Effizienzkriterien begutachtet werden können, um irgendwie von Wert zu sein. Daher die Zentralrede von Hausarbeit, Gartenarbeit, Rekreationsarbeit, Schreibarbeit, Beziehungsarbeit etc. ‹Markt› und ‹Arbeit› stehen in der zurückgekehrten Moderne 2.1 als unbezweifelbar Wichtigstes gleichsam ‹über› dem Leben! Das bedeutet nichts weniger, als daß alle Lebensformen, die sich dem bürgerlich-protestantischen Arbeitsethos und der darin verflochtenen merkatokratischen Sprache des Warentauschs entziehen, aus der sozial definierten Wirklichkeit ausgeschlossen und als irre bezeichnet werden können.

Wie dominant die Ideologie von der Pflicht ist, eine ‹Arbeit› zu haben, erkennt man daran, daß die meisten Menschen ohne Arbeit in sich zusammen fallen und vergehen. Ja, wer keine ‹Arbeit› hat, wird krank. Mit der Arbeitslosigkeit kommen depressive Zustände, neurotische Störungen, Zwangsvorstellungen, manchmal sogar Selbstmorde²¹. Nach einer aktuellen Untersuchung vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung hat jeder dritte Arbeitslose Gesundheitsprobleme, die durch die Arbeitslosigkeit verursacht oder verschlimmert wurden. Besonders häufig entwickeln Akademiker psychosomatische Krankheiten. Und diejenigen, die viel gearbeitet haben, hätten nicht einmal eine Familie, die sie auffangen könne.

Unsere These: Die Kulturinsassen ‹ohne Arbeit› haben nichts mehr, was ihr Leben erfüllen könnte, was sie am und im Leben hält. Menschen können sich vermutlich keine sinnvollen Tätigkeiten mehr neben einer fremdbestimmten ‹Arbeit› vorstellen. Viele Rentner oder Vorruehändler ereilt der Herzinfarkt, bevor sie ihre neuen Freiheiten genießen können. Der Mensch gibt auf, ihm bleibt das Herz stehen angesichts der Leere, welche sich vor ihm ausbreitet.

2.2 Was ist ‹Arbeit› – heute?

Die Seifenblase von der ‹Vollbeschäftigung› und dem ‹Wohlstand› für alle ist geplatzt, trotz der Dauerbeteuerungen des Gegenteils durch unsere angesagten Politik-Darsteller. Doch immer noch ist ‹Arbeit› alles! Auch bei der jungen Generation läßt sich auf dieses Credo der Sinn vieler (der meisten?) Lebensabläufe reduzieren. Noch die Elterngeneration der heute 30 jährigen bekam für 25 jährige treue Dienerschaft am Unternehmen eine goldene Uhr oder – zumindest – eine Anstecknadel. Die Kinder dieser ausgezeichneten Arbeiter lachten juvenil über diese Art der Sozialisation und wähten sich in besserer, freierer Position. Sie hätten schließlich begriffen, daß es geradezu lächerlich sei, sich für eine einzige Firma zu versklaven und auf Vertrauen und Treue zu bauen. Das, so die cleveren Nachgeborenen, sei heutzutage völlig überholt. Wir leben schließlich im Postfordismus! Heutzutage sei man stolz auf seine Flexibilität und Freiheit; Firmenhopping ist in oder noch besser: man arbeitet gleich nur in seine eigene Tasche. Man feierte innerlich die Überwindung des Arbeitsdogmas. Aber grenzt dieses Selbst-Assessment nicht an Megalomanie? Denn tappt man nicht letztlich in die gleiche Sozialisationsfalle? Nimmt die junge Arbeitsgeneration nicht genauso

²⁰ Konrad Paul Liessmann: *Im Schweiß deines Angesichtes. Zum Begriff der Arbeit in den anthropologischen Konzepten der Moderne*. In: Ulrich Beck (Hg.) (2000): *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Seite 88 -89.

²¹ Süddeutsche Zeitung vom 17. Oktober 2003

stolz ihre Zeugnisse entgegen als Dokument ihrer treuen Arbeitskraft wie die Väter die Anstecknadel? Und bilden nicht ‹Vertrauen› und ‹Loyalität› Skalen in psychologischen Einstellungs-Tests, in denen ‹soft-skills› ‹gemessen› werden sollen? Und gaukelt die geographische Flexibilität nicht nur eine mobile Freiheit vor? Die Merkatokratie schafft es auch in der jungen Generation, daß das eigentliche Reich der Freiheit niemals ins Blickfeld gelangt: ‹Hauptsache Arbeit!› Wir kommen darauf zurück.

2.2.1 Erwerbsarbeit und Tätigkeit

‹Arbeit› gegen Einkommen - Einkommen gegen Konsumgüter: Es ist erst einmal recht einfach, die tragenden Säulen unserer Gesellschaft zu bestimmen. Doch die Entflechtung dieses seltsam verstrickten Möbiusbandes, aus dem unsere Arbeits- und Konsumgesellschaft gewoben wird, ist alles andere als eine leichte Aufgabe. Nachdem wir im vorhergehenden [Arbeitspapier Nr. 14](#) die verheerenden Wirkungen des Konsumfetischismus und seiner Marktideologie auf die menschlichen Verhältnisse betrachtet haben, widmen wir uns in einem nahe liegenden zweiten Schritt nun der Sphäre der ‹Arbeit› und ihrer Moral.

Wovon ist die Rede, wenn wir in diesem Papier die gegenwärtige Arbeitsideologie einer kritischen Wirklichkeitsprüfung unterziehen? Adelheid Biesecker und Uta von Winterfeld identifizieren ‹Arbeit› mit Erwerbsarbeit.²² Dieser engen Begriffsbestimmung folgen wir, wenn wir uns den gegenwärtigen Diskurs rund um die ‹Arbeit› anschauen. Eine Tätigkeit wird in diesem Sinn dann zur ‹Arbeit›, wenn sie mit dem Ziel ausgeführt wird, durch sie oder das hergestellte Produkt Geld zu verdienen. ‹Das ist der ökonomische Kern des bestehenden Gesellschaftsvertrages: Arbeit gegen Lohn, mit dem Konsumgüter gekauft werden.› Tätigkeiten, die nicht in dieser ökonomischen Perspektive auf Einkommen abzielen, verlieren im Geltungsbereich dieses Gesellschaftsvertrags kontinuierlich an Wert. Sorgende, pflegende, erholsame oder gar lustorientierte Aktivitäten erscheinen in dem durch diesen Vertrag definierten Diskurs nur dann als sinnvoll, wenn sie zumindest indirekt der persönlichen Arbeits- bzw. Beschäftigungsfähigkeit förderlich sind. Nicht mit dem konkreten Zweck der Pflege von Humankapital ausgeführte Aktivitäten – solche Tätigkeiten also, die nicht in die Sprache von ‹Arbeit› und Markt übersetzt werden können – gelten bei wachsender Dominanz dieser eingeschränkten Arbeitsmoral zunehmend als unvernünftig, ungesund oder gar verrückt.

Das bedeutet, daß die ‹Freizeit› gegenüber der ‹Arbeit› entwertet wird. Wenn wir ganz grob zurückblicken, dann sehen wir, daß es vor 50 Jahren sehr viel Arbeit und wenig Freizeit gab, vor 30 Jahren mittelmäßig viel Arbeit und (sehr) viel Freizeit, und heute wieder sehr viel Arbeit und wenig Freizeit. Die Moderne ist wieder da! Schauen wir uns einige der größten Veränderungen in der derzeitigen ‹Arbeitswelt› an.

2.2.2 Nomadisierung

Nomaden ziehen mit ihren Herden als nicht sesshaftes Hirtenvolk umher und verweigern sich so allem dauerhaften Anbau des Bodens an einem Ort. Ihr Zuhause ist die Bewegung. Ein Nomade ist eigenbewegt. Wann immer es ihn und seine Herde weiter zieht, wartet irgendwo die nächste Weide. Ein anmutiges, romantisches Bild von Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. *Home is where the heart is.*

²² Biesecker, A. & von Winterfeld, U. (2000) *Vergessene Arbeitswirklichkeiten*. In: Beck, U. (Hrsg.) *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Welche Bedeutung gewinnt diese schöne Idee des Nomadischen, wenn sie als ein ideologisches Kernstück der zeitgenössischen Arbeitswelt neu auftaucht? Das Ideal des Nomadischen dient wohl in erster Linie zur Verklärung des tagelöhnerischen Umherziehens auf der Suche nach <Arbeit>. «*Sie [die nomadische Tätigkeit] tritt mit dem Anspruch von Freiheit, Selbstbestimmtheit und Autonomie der eigenen Arbeitsweise auf und verbindet sich mit dem ehrgeizigen Plan, die herrschende, stagnierende Ökonomie durch Bewegung und Beweglichkeit zu unterlaufen.*»²³

Genährt wird der Mythos von Anpassungsfähigkeit, Leistungsbereitschaft und Ungebundenheit vor allem von den repräsentativen Vorturnern des mobilen Lebensstils, den ständig von ihren Terminen gehetzten Geschäfts- und Dienstreisenden. Doch schon bei einer etwas näheren Betrachtung fällt auf, daß gerade der mobilen Oberschicht Ruheräume als Statussymbole dienen, um sich vom fahrenden Volk abzugrenzen: «*In den Zeichenkoffern, die die Repräsentanten der mobilen Lebensform mit sich umhertragen, verbergen sich die Symbole der Sesshaftigkeit: Sitzungen, Dusche und Couch. Allerdings sind diese nur jener Gruppe von bewegten Menschen vorbehalten, deren volles Meilenkonto Zugang zu den exklusiven Bereichen dieser Kultur gewährt. Ausschließlich Frequent Traveller oder eben Senatoren kommen in die Vorzüge dessen, was das mobile Leben mit sich bringt. Nur mit dem richtigen Pass lassen sich also die Grenzen zu den exklusiven Räumen passieren, jenen Zonen des Sesshaften, die das Paradigma der Mobilität in sich birgt.*»²⁴

Das Nomadische hat also in seinem Kern eine abgeschlossene Sphäre der Ruhe. Denn: «*Lust an Mobilität kann nur empfinden, wer eine Heimat hat, eine Bleibe, die sich mit Wohlsein und Sicherheit verbindet.*»²⁵ Und es ist eben dieses Moment der Geborgenheit, welches der großen Masse der zeitgenössischen Arbeitsnomaden auf ihrer Odyssee fehlt. Denn ihre Mobilität ist weder freiwillig noch selbstbestimmt. Sie sind nicht eigenbewegt, sondern sie werden mobilisiert, um jeder noch so unzumutbaren <Arbeit> hinterher zu stolpern. Und nicht wenige von ihnen müssen auf ihrem Exodus aus der Sesshaftigkeit alles, was ihnen lieb ist «*dem wirtschaftspolitischen Imperativ zu absoluter Mobilität*» opfern.²⁶

Die paradoxe Aneignung des Nomadischen durch die herrschende Arbeitsideologie verdeutlicht so vor allem eins: Die <Arbeit> wird uns zur bestimmenden Natur gemacht, der alle anderen Lebensbereiche unterzuordnen sind. Hat die Herde der Arbeitstiere den lokalen Arbeitsmarkt abgegrast, soll sie unverzüglich alle Zelte abbrechen und sich in Bewegung setzen, zur nächsten Weide, die ihr noch eine Beschäftigung bietet. Das ist das hypermoderne Bild von Abhängigkeit und Fernsteuerung. *Home is where employment is.*

2.2.3 Popökonomie

Den Übergriff der von sozialen und ethischen Zwängen befreiten Marktwirtschaft auf alle menschlichen Belange haben wir ausführlich in unserem vorhergehenden Arbeitspapier Nr. 14 beschrieben. Wir widmeten uns dort einer Welt, «*in der der Kapitalismus alle anderen kulturellen und sozialen Sinnsysteme bereits ökonomisch transformiert und unter das Primat einer Kapital- und Konkurrenz-*

²³ Rebekka Ladewig und Nan Mellinger (2003): *When in doubt: go nomad. Zur Gegenwart des Nomadischen.* In: Alexander Meschnig und Matthias Stuhr (Hrsg.) *Arbeit als Lebensstil.* Frankfurt am Main: Suhrkamp. Seite 49.

²⁴ Rebekka Ladewig und Nan Mellinger (2003). Ebenda, Seite 52.

²⁵ Rebekka Ladewig und Nan Mellinger (2003). Ebenda, Seite 53.

²⁶ Rebekka Ladewig und Nan Mellinger (2003). Ebenda, Seite 53.

logik gestellt hat.»²⁷

Mit dem Begriff Merkatokratie haben wir den Endzustand dieser Transformation bezeichnet: eine von ethischem und moralischem Sinn bereinigte Gesellschaft, die ausschließlich von ökonomischer Profitorientierung und utilitaristischem Kosten-Nutzen-Denken definiert wird. Die *feindliche* Übernahme unseres Denkens und Erlebens durch den allgegenwärtigen marktideologischen Diskurs ist tatsächlich mittlerweile so weit gediehen, daß nicht wenige Insassen des merkatokratischen Wirklichkeitsgefängnisses die ausbeuterischen Zustände, in denen sie gefangen gehalten werden, verherrlichen, um ihr Leben der Schaffung fremder Mehrwerte zu opfern.

Die Grundvoraussetzung für diese wachsende Bereitschaft der Menschen, ihr Dasein in der merkatokratischen Hörigkeit bereitwillig und gar mit Freude auf sich zu nehmen, ist natürlich das Fehlen jeglicher Gegenentwürfe und -positionen zur Zentralrede vom freien Markt und seinen heilig gesprochenen Mechanismen. Nachdem der Kapitalismus durch den Zusammenbruch der sozialistischen Systeme endgültig die Definitionsgewalt über unser Dasein gewonnen hatte, wurden Schritt für Schritt traditionelle Unterscheidungen und Gegensätze aufgelöst. Unternehmen werden für die Konsumenten mit frei erfundenen und schön klingenden Namen aufgehübscht (Arcandor, Aventis etc.) und die Organisation derselben wird für die Beschäftigten emotionalisiert und personalisiert, auf daß sich die Individuen in der ‹Neuen Arbeitsorganisation› wie profitorientierte Unternehmen verhalten. ‹Arbeit› wird mit spielerischen Elementen angereichert und in der Freizeit wird das persönliche Humankapital durch leistungsorientierten und risikobereiten Extremsport gepflegt. Kooperation und Konkurrenz sind auch keine Gegensätze mehr, alle pflegen eine Kultur kooperativen Wettbewerbs, denn ‹Bei uns steht im Mittelpunkt der Mensch!›

Wie weit diese Auflösung traditioneller Unterscheidungen vorangeschritten ist, zeigt das zeitgenössische Unwort vom ‹Arbeitskraftunternehmer›,²⁸ mit dem der profitorientierte Unternehmer von den Herren des Wörterbuchs und der merkatokratischen Propaganda zum Leit- und Sinnbild für ein gelungenes Leben erklärt wird. Der Arbeitskraftunternehmer soll mit seinen knappen zeitlichen, geistigen, familiären, beruflichen, privaten und allen anderen Ressourcen genau so wirtschaften, wie der Geschäftsführer eines Sanitärartikelgroßhandels.

Folgt der Arbeiter diesem Aufruf und richtet sein Dasein komplett auf den Erhalt und die Förderung seiner Beschäftigungsfähigkeit aus, ist er dort, wo ihn die Herren haben wollten: gefangen im Kategorien- und Wertesystem der kapitalistischen Ideologie. Unternehmensführung und Lebensführung sind verschmolzen, gesamtgesellschaftlich und universell, für jedermann und jedefrau. Das Menschsein ein Unternehmen. Jede Person ihr eigener Aktionär. Keine Rede mehr davon, daß man arbeitet, um zu leben. Gelebt wird, um zu arbeiten und Geld zu machen. ‹Arbeit› ist allgegenwärtig und zum Lebensstil geworden.

Die Avantgarde für ein solches der ‹Arbeit› gewidmetes Leben, waren die glücklicherweise in der Zwischenzeit weitgehend ausgestorbenen Gründer und Beschäftigten der New Economy: Coole Menschen um die 30, extrem arbeitswillig, weil sie ‹Arbeit› gar nicht mehr als solche wahrnehmen

²⁷ Mathias Stuhr (2003) *Popökonomie. Eine Reformation zwischen Lifestyle und Gegenkultur*. In: Alexander Meschnig und Matthias Stuhr (Hg.) *Arbeit als Lebensstil*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Seite 163.

²⁸ Vergleiche dazu: Klammer, U. & Tillmann, K. (2001) *Flexibilität und soziale Sicherung - eine vielschichtige Herausforderung für politische Gestaltung*. In: Klammer, U. & Tillmann, K.: *Flexicurity: Soziale Sicherung und Flexibilisierung der Arbeits- und Lebensverhältnisse*. S. 1-23, Düsseldorf: Hans Böckler Stiftung.

konnten. Offene und helle Büros in den Fassaden von Stararchitekten, flache Duz-Hierarchien mit – natürlich nur für die Mitarbeiter – unklaren Machtverhältnissen, Frühstücksbuffets, der Kicker neben dem Konferenzraum. ‹Arbeit› als niemals endende Party, zu der man vom firmeneigenen Chauffeur auch noch abgeholt wird. Die derzeit effektivste Strategie, um Arbeits- und Machtverhältnisse als solche unkenntlich zu machen, ist demzufolge, die ‹Arbeit› mit einer Aura des Privilegs, des Vergnügens und der Unterhaltung zu umhüllen. Matthias Stuhr spricht in diesem Zusammenhang von ‹Popökonomie›: Der ganze Betrieb scheint in einer Form organisiert, ‹als seien sie auf die Idee verfallen, aus der Firma so etwas wie einen Club Med zu machen›.²⁹ Da arbeitet man auch gerne 16 Stunden pro Tag.

«Die New Economy war weniger Arbeitswelt als vielmehr ein perfekt inszeniertes Universum des Lifestyles. Arbeit wurde darin zum Event, zur Folie individueller Inszenierungen und unbeschränkter Selbstverwirklichung. Moderne Fabriklofts mit Großraumbüros, junge Menschen an Tischfußballgeräten und Flachbildschirmen, Kabelgewirr und die neuesten Produkte der Hightechindustrie; Kommen und Gehen nach Lust und Laune, eine Arbeitsparty ohne klares Ende. Das war zumindest das mediale Bild, das uns in den Jahren 1999/2000 präsentiert wurde. Politisch instrumentalisierbare Themen wie Jugend und Leistung, Technik und Spaß, Arbeit als Freizeit konnten nun zusammengedacht werden. (...) Ihre Grundidee war die Fusion der Spaßgesellschaft mit der bürgerlichen Leistungsökonomie.»³⁰

‹Arbeit› erscheint im Extremfall nicht mehr als ‹Arbeit›, sondern als Event, als unendliche Abfolge von guter Laune und Selbstinszenierung; sie wurde theatralisiert; der Arbeitstag wurde zur szenischen Aufführung mit unterschiedlich besetzten Spielern. Der Betrieb als grenzenloser Vergnügungspark ohne Alternativen, in dem aus freien Stücken rund um die Uhr mit leistungsbejahender Fröhlichkeit geschuftet werden darf.

Selbstverständlich und leider müssen wir hier auch die ‹Generation Praktikum› erwähnen, junge, ‹gut› ausgebildete, strebsame Leute, die gezwungenermaßen freiwillig ohne Entgelt arbeiten und dabei noch eine permanente gute Laune einschließlich eines freundlichen Gesichtes vorweisen müssen, in der in aller Regel unerfüllten Hoffnung, irgendwann einmal für die Tätigkeiten auch bezahlt zu werden. Ausbeutung kann in der Moderne 2.1 also Spaß machen, überraschenderweise sogar den Ausgebeuteten, solange sie nicht merken, daß sie eigentlich gerade von anderen dazu benutzt werden, Mehrwert anzuschaffen. Popökonomie als Popkultur der Selbstausbeutung.³¹

2.2.4 Entgrenzung

Die ‹Entgrenzung› von ‹Arbeit› ist ein wichtiges Stichwort der aktuellen soziologischen Beschäftigung mit dem Wandel der Erwerbstätigkeit. Eine besonders tiefgreifende ‹Entgrenzung› vollzieht sich infolge neuer betrieblicher Strategien im Verhältnis von Erwerbssphäre und privatem Leben. Telearbeit, hoch flexible Arbeitszeiten, Projektorganisation, Outsourcing der betrieblichen Nutzung

²⁹ Stuhr (2003), ebenda, S. 168.

³⁰ Alexander Meschnig (2003): *Unternehme Dich selbst! Anmerkungen zum proteischen Charakter*. In: Alexander Meschnig und Mathias Stuhr (Hg.) *Arbeit als Lebensstil*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Seite 28f.

³¹ Eine gute Bekannte der Autorinnen macht demnächst Führungen in der Deutsche Arbeitsschutzausstellung in Dortmund und wird dafür ‹fürstlich› belohnt. Auf eine – nicht ernst gemeinte – Anfrage, wieso da nicht einfach arbeitslose Kunsthistorikerinnen eingestellt würden, die das wahrscheinlich nur für das Prestige umsonst machen würden, kam folgende Antwort: ‹Solche schauerlichen Berichte kenne ich von meiner Freundin, die im Picasso-Museum in X Führungen leitet. Für einen Vortrag bekommt die nicht einmal die Materialien erstattet.›

von Arbeitskraft und Scheinselbständigkeit, neue Formen freiberuflicher Tätigkeit und Selbständigkeit, eine zunehmende Mobilität im beruflichen Alltag u.a.m. – all dies stellt zunehmend das gewohnte Verhältnis von ‹Arbeit› und ‹Leben› in Frage. Die mit der Industrialisierung entstandene klare räumliche, zeitlich, soziale und sachliche Trennung der beiden Bereiche gerät in Bewegung. Damit deutet sich ein tiefgreifender Wandel dieser für moderne Gesellschaften bisher charakteristischen Struktur an, der langfristig erhebliche Folgen haben wird.³² Wir können auch von einer feindlichen Übernahme der Freizeit sprechen. Freundlich wird die frankensteinerne Moderne 2.1 nicht werden.

2.2.5 Vierhundert-Euro-Jobs

Zunächst mal klingt das gut, denn für einen ‹Arbeitnehmer› bleibt eine Beschäftigung im Rahmen eines Vierhundert-Euro-Jobs steuer- und sozialversicherungsfrei, auch wenn er diese als sog. Nebenbeschäftigung ausübt. Arbeitgeber zahlen zusätzlich zu den 400 Euro eine Pauschale von 30% – also 120 Euro – mit folgender Aufteilung: 15% für die Rentenversicherung des Beschäftigten, 13% für dessen Krankenversicherung und 2% Steuern. Der ‹Arbeitgeber› hat also ‹Kosten› von 520 €. Und da fängt das Problem an, denn das Geld will er wieder ‹reinkriegen›.

Da die wöchentliche Arbeitszeit bei 400-Euro-Jobs selbstredend gesetzlich nicht geregelt ist, kommt es zu schlimmen und schlimmsten Ausbeutungen. Bewirbt sich frau etwa in einem schicken Accessoire-Laden oder in einem Sonnenstudio und erfährt – neben dem ihr scheinbar bewilligten Minilohn von 5,50 € in der Stunde – mehr über die von ihr geforderten tatsächlichen Arbeitszeiten, dann ist sie oft geknickt und verstört, denn zurück gerechnet erhält sie zwar 400 Euro im Monat, aber sie muß so viele Stunden dafür arbeiten, daß sich dann doch nur ein Stundenlohn von etwa 3,50 € ergibt. Ist das schändlich? Oh ja, sehr! Aber normal.

2.2.6 Mehrfach-Jobs

Da ein Stundenlohn von 3.50 € nicht ausreicht, um einigermaßen von seiner Hände Arbeit leben zu können, und da die Einführung von hinreichenden Mindestlöhnen aus ‹guten› Gründen beim Kapital und bei christlichen Parteien auf erbitterten Widerstand stößt, müssen immer mehr Menschen Jobs aus völlig unterschiedlichen Bereichen kombinieren. Trotz des Einsatzes ihrer vollen Arbeitskraft können sie dabei jedoch ihren Lebensunterhalt kaum sicherstellen. Sie leben in prekären Verhältnissen. Man nennt sie das [Prekariat](#). Ein Beispiel für ein Leben als Mehrfach-Jobberin.³³

- Was ist heute normal für eine Frau mit zwei Kindern, die von ihrem Ehemann getrennt lebt? Wie ‹erwirtschaftet› sie ihren Lebensunterhalt? Nun, zunächst einmal arbeitet sie jeden Vormittag in einem Blumengeschäft. Dort verdient sie 5 € die Stunde, das sind im Monat 500 €. Dies deckt die Kosten für Miete, Strom und Telefon. Am Wochenende, wenn die Kinder bei ihrem Vater sind, arbeitet sie an der Kasse einer Tankstelle, dort verdient sie etwa 5,50 € in der Stunde. Abends, wenn die beiden Mädchen schlafen, geht sie in eine Arztpraxis – putzen. Ebenfalls für 5,50 € die Stunde. Mit diesen drei Jobs versucht sie, sich und ihre Kinder ‹durchzubringen›. Selbstredend findet sie nur im ‹Niedriglohnssektor› eine ‹Arbeit›. Im Gastronomiebereich sowie bei Sicherheits-

³² Karin Gottschall & G. Günter Voß (Hg.) (2003): *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag*. München und Mering: Rainer Hampp Verlag.

³³ Die folgende Aufstellung folgt einem Bericht von Jeannette Goddar in der Süddeutschen Zeitung vom 6./7. November 2003, Seite V1/15.

firmen (Wachdienste) sind Stundenlöhne unter fünf Euro keine Seltenheit. Da hat unsere Mehrfach-Jobberin ja noch Glück gehabt. Ein Problem allerdings bleibt: Jedesmal, wenn einer der Jobs ausläuft, ist der Lebensunterhalt nicht mehr gesichert. Mehrfach-Jobber leben also in einer permanenten Angst vor der Katastrophe.

2.2.7 Downgrading durch Outsourcing und Leiharbeit

Großunternehmen (wie Deutsche Telekom, Hypovereinsbank, Dresdner Bank, Continental, BMW, aber auch auf dem Papier «gemeinnützige» Unternehmen wie die Johanniter-Stiftung oder die Arbeiter-Wohlfahrt) gründen heute Tochtergesellschaften, die zum Beispiel als Zeitarbeitsfirmen daher kommen. Das Vorgehen ist dann das folgende: Man kündigt einem Mitarbeiter, bietet ihm aber gleichzeitig an, sich doch bei der firmeneigenen Zeitarbeitsfirma anstellen zu lassen. Dort erhält er allerdings keinen «ordentlichen» Zeitarbeitsvertrag, sondern wird als «freier» Mitarbeiter definiert und eingestellt. Dies bedeutet, daß er nur Geld bekommt, wenn er auch arbeitet. Selbstverständlich gibt es auch keinerlei sozialen Schutz wie Renten- oder Krankenversicherung. Darum muß sich der «freie» Mitarbeiter selber kümmern. Und selbstverständlich verdient der gekündigte und wieder eingestellte Mitarbeiter etwa 20-40 % weniger als vorher.

Mittlerweile gibt es verschiedene Varianten dieses «Outsourcings». Im Mittelpunkt steht dabei jedoch immer das Bemühen, die wirtschaftliche Lage des Unternehmens zu verbessern und diejenige der Mitarbeiter zu verschlechtern. Der prominenteste und beklatschteste Trick ist es, Tochtergesellschaften zu gründen, die tarifungebunden sind, in denen also etwa keine Mindestlöhne zu zahlen sind. Dort müssen die neuen, alten Mitarbeiter für einen geringeren Lohn länger arbeiten. Und wer das nicht mag, bitte, es gibt ja genug Bewerber! So läuft das.

Die so aus dem eigentlichen Unternehmen entfernten und in schlechtere Arbeitsverträge gedrückten Mitarbeiter bilden die neuen Heloten der Moderne 2.1. Denn mit dem «Outsourcing» werden – in einem großen Umschlagsprozeß – ganz bewußt «soziale Errungenschaften» abgebaut, die von Arbeitnehmern in der Moderne 1.0 erzwungen wurden. Und was sagen die Unternehmen dazu? Sie möchten gelobt werden dafür, daß sie Arbeitsplätze erhalten haben, indem sie Mitarbeiter wieder «auffingen», die «man» sonst hätte entlassen müssen.³⁴

2.3 Die Wesen der Arbeit

Die zurückgekehrte Moderne, das Monster, der finale Kapitalismus, produziert spezifische Kulturinsassen. Auf der einen Seite, in der Popökonomie, sehen wir einige gut verdienende, schlanke, schöne junge Menschen, die gerne den Nomaden ohne festen Wohnsitz geben und selbstredend und freiwillig viel mehr als 8 Stunden am Tag für die «Firma» arbeiten. Der ideale Beschäftigte hier, ja, der Traum von einem Beschäftigten, hat braun gebrannte Haut aus dem Solarium, ist fit vom Joggen und präsentiert auch gerne seinen «Six-Pack-Bauch» respektive seine stählernen Bauchmuskeln. Kurz: Er sieht aus wie der Landarbeiter aus früheren Tagen.³⁵ Und natürlich läßt er sich auch herum dirigieren wie ein Landarbeiter aus früheren Tagen. Heute auf dieser Baustelle, morgen auf jener.

³⁴ Diese Darstellung folgt einem Bericht von Hans-Herbert Holzamer in der Süddeutschen Zeitung vom 22./23. November 2003, Seite V1/15.

³⁵ Nur nebenbei, ein Aperçu am Rande: Damals, zu Zeiten des Landarbeiters, war Blässe noch schick, da diese zeigte, daß man nicht arbeiten mußte. Darauf war man stolz und flanierte lieber mit einer angenehmen Gesprächspartnerin – unter einem Sonnenschirm und mit einer über die Schulter geworfenen Botanisiertrommel – durch die Natur.

Heute in London, morgen in New York.

Auf der anderen Seite haben wir ein Riesenheer von Menschen, die unter verheerenden Bedingungen arbeiten – und von ihrem Lohn kaum oder gar nicht leben können. Zwischen diesen beiden sozialen Strata, gleichsam in der Mitte, finden wir die immer weniger werdenden ›Normalverdiener‹. Und ganz unten sehen wir die Millionen von Kulturinsassen, die keine Arbeit haben, aber gerne arbeiten würden, die keine Arbeit haben, und auch nicht arbeiten wollen, und die wenigen, die sich aus dem Projekt einer fremdbestimmten Arbeit gelöst haben. Bemerkenswert zu Beginn dieses Jahrtausends ist noch, mit welcher krimineller Energie und Dreistigkeit ›Arbeitgeber‹ heute ihre verbliebenen ›Arbeitnehmer‹ überwachen und ausspionieren. Man könnte fast auf den Gedanken kommen, daß die einschlägigen Arbeitgeber – etwa im Discounthandel – ahnen, daß ihre ›Arbeitnehmer‹ von den ihnen gewährten Löhnen nicht leben können und daß sie deswegen ein besonderes Auge auf die ›Arbeitnehmer‹ zu werfen haben.

Halten wir fest: Unser Leben heute ist völlig durchdrungen vom kapitalistischen Begriff von der Arbeit. In einem riesengroßen, globalisierten, kapitalistischen Raum werden die ›Ichs‹ konstruiert, denen wir heute begegnen. Fast alle lernen, sich den Anforderungen des Raums zu beugen, nur einige wenige lernen es nicht. All diesen in den sozialen Raum hineingeborenen und sich in ihm verlierenden ›Ichs‹ wenden wir uns im nächsten Kapitel zu.

3. ›Ich‹ 2.1

In der Einführung zu diesem Arbeitspapier haben wir bereits deutlich gemacht, daß die Moderne in einer Form und mit einer Macht zurückgekehrt ist, die uns an die 90er Jahre des 19. Jahrhunderts, wohlgemerkt, nicht des 20. Jahrhunderts, erinnern. Das Sein bestimmt das Bewußtsein, wieder einmal und vermutlich endgültig, und zum Sein gehört die entscheidende Frage, ob jemand eine Arbeit hat und wenn ja wie viele. Das Kapital – mit seinen Helfershelfern in den Medien und in der Politik – hat mit seinem Begriff von der Arbeit die Menschen wieder fest im Griff. Buchstäbliche Hungerlöhne und ›Ein-Euro-Jobs‹ ganz unten und Millionen an Gehältern und ›Pensionszahlungen‹ ganz oben zeigen die dehnbare Spannweite einer Ethik im finalen Kapitalismus.

Roger Behrens³⁶ beginnt eine Analyse des ›neuen‹ Ichs mit der uns nun mittlerweile vertrauten Feststellung: *«Der Kapitalismus ist noch immer die Verwertung menschlicher Arbeitskraft, die Arbeit selber wird aber tendenziell überflüssig.»*³⁷

Deswegen wird heute – so Behrens – eine *«Beschäftigungspolitik der Neuen Mitte»* betrieben, die zu einer kulminierten Entfremdung führt. Arbeitslose fallen aus der alten Ökonomie als nutz- und wertlos heraus, was heute gebraucht wird, sind *«Existenzgründer»*, wobei Behrens sehr schön nicht nur auf die Doppelbedeutung des Wortes Existenz verweist – die philosophische des Daseins und die gesellschaftliche der wirtschaftlichen Existenz – sondern auch darauf, daß in der Neuzeit philosophische und wirtschaftliche Existenz zusammenfallen. Existenzgründer betreiben heute ein *«Ego-*

³⁶ Roger Behrens (2003): *Wissen als Design. Anmerkungen zum fortschreitenden Zerfall des Individuums am Ende der Arbeitsgesellschaft*. In: Alexander Meschnig & Mathias Stuhr (Hg.) (2003) *Arbeit als Lebensstil*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Seite 133 - 146.

³⁷ Roger Behrens (2003), ebenda, Seite 134.

Branding», vermarkten ihr <Ich> als Markenzeichen, sind Unternehmer ihrer selbst.³⁸ Und das hat längst auf Angestellte abgefärbt und führt zur bedingungslosen Identifikation der Einzelnen mit der gesellschaftlichen Totalität, in der diese <Ichs> erwartet und bejubelt werden. Damit sich ein Unternehmer ganz auf seine Angestellten verlassen kann, müssen diese also ebenfalls Führungsqualitäten haben, um sich selbst anmutig ausbeuten zu können. Um überhaupt noch heute als Selbst, als <Ich> 2.1 bestehen zu können, muß man schon sein eigener Chef sein, sein eigener Kontrolleur.

Wie haben wir uns ein allseits gelobtes und sich selbst lobendes <Ich> heute vorzustellen, was macht es aus?

3.1 Das <Ich> an sich und bei sich

In unserem [Arbeitspapier Nr. 11](#) haben wir einen entscheidenden Unterschied in der sozialen Konstruktion von Personen in den Kulturepochen von Romantik, Moderne und Postmoderne so beschrieben: In der Romantik beherrschte Individuen vor allem eine Frage: «*Wer bin ich?*» Und die anstrengende Suche nach dem eigenen Wesenskern war ständig von Melancholie oder Glücksfäden durchzogen. In der Moderne kreisen Individuen um die Frage: «*Was bin ich?*» Also: Welcher Status, welche Position, welche demographischen Daten, welche stabilen Eigenschaften zeichnen mich aus? Und in der Postmoderne war die alles entscheidende Frage: «*Wie bin ich?*» Also genauer: «*Wie bin ich drauf?*» Im Vordergrund steht hier nicht, was gemacht wird, sondern wie intensiv, wie spontan, wie unmittelbar und direkt es gemacht wird, wieviel Spaß das jeweilige <Ich> dabei hat und vor allem, wie viele andere <Ichs> ihm dabei zuschauen.

Zu Beginn dieses Jahrtausends sehen wir nun eine spannende Überschneidung aus moderner und postmoderner <Ich>-Definition. Auf der einen Seite spielt das Positionale und Statuarische mit der Rückkehr der Moderne eine immer größere Rolle (eine Arbeit zu haben, keine Arbeit zu haben etc.), auf der anderen Seite aber kommt auch sehr stark der postmoderne Touch ins Spiel, der jedem Kulturinsassen ein überaus wichtiges <Ich> zugesteht, aus dem Ansprüche erwachsen. Natürlich sind das niemals Ansprüche an die kapitalistische Gesellschaftsordnung, sondern eben <Ich>-Ansprüche, die sich verlaufen in [<falschen Empörungen>](#), in der Suche nach Niedrigpreisen oder in [< sinnlosen Aufregungen >](#) aller Art. Wichtig ist, daß die Herrschenden in der zurückgekehrten Moderne einen ganz großen Wert darauf legen, den Kulturinsassen zu versichern, daß diese nicht nur ein wichtiges <Ich> hätten, sondern daß dieses auch eine wichtige Rolle spiele.³⁹ Diese soziale Zurichtung ist natürlich ohne die Rolle der Medien nicht denkbar, die allen versichern, daß ein «<Ich will ich sein!>» ein ganz wichtiger Satz ist.

Autoren und Autorinnen der <Bochumer Arbeitsgruppe> haben in mehreren Traktaten und Essays über die erstaunlichen <Ich>-Spreizungen berichtet. Henriette Orheim zeigt in [<Soviel <Ich> war nie>](#) die vielfältigen Probleme, die aus den vielen hartnäckigen und anspruchsunverschämten <Ich>-Be-

³⁸ «*Wer nicht in der Masse untergehen will, muss eine eigene Marke ICH aufbauen. Dabei kann man von den Strategen der großen Weltkonzerne viel lernen! Die überarbeitete Auflage zeigt, wie man mit dem Herold Prinzip einen starken Auftritt erreicht, wie man mit einer leicht nachvollziehbaren Anleitung seine eigene Marke ICH aufbaut und wie es zahlreichen Menschen gelungen ist, sich wie einen Markenartikel zu positionieren.*» Dies ist der Waschzettel für ein Buch von Conrad Seil & Werner Beutelmeyer: *Die Marke Ich*. Angeboten im SZ-Shop (Süddeutsche Zeitung) unter der Überschrift: «Entdecken Sie Ihre Persönlichkeit».

³⁹ Ödon von Horvath sagt dazu: «*Das Ziel jedes Staates ist die Verdummung des Volkes. Keine Regierung hat ein Interesse daran, daß das Volk gescheit wird. Also steht jede Regierung in Feindschaft gegen die Vernunft, nämlich gegen die Vernunft der anderen. Die Regierung ist umso stärker, je fester sie darauf schaut, daß das Volk verdummt wird. Und das Volk will nur hören, daß es wichtig ist.*» (Schauspielhaus Bochum, Programmheft Nr. 25 (1988), Seite 84.)

hauptungen erwachsen und kommt zu dem traurigen Schluß: «Soviel *Ich* war nie, und gleichzeitig so wenig!» Und in ihrem Essay [«Das *Ich* als Benutzeroberfläche»](#) beschreibt sie, wie Insignien und Bestimmungsstücke der *Persönlichkeit* nicht nur in der Form von Applikationen an die Oberfläche von Personen wandern:

*«In der Moderne hatte ein *Ich* eine Positionswürde, eine Respektabilität, die in aller Regel auf einer (formalen, nicht wirklichen) Ausbildung, auf Wissen und Erfahrung beruhte. Und in der Postmoderne? Das *Ich* zeigt Oberfläche! Kein Eisberg weit und breit! Das *Ich* als flächige Eischolle. Alles sichtbar! Das *Ich* wirbt für sich selbst, es ist sein eigenes Werbeplakat, sein eigenes Werbe-Video. Zweidimensional. Und dies bedeutet: Das *Ich* ist Inszenierung. Das *Ich* ist Veranstaltung. Das *Ich* sieht sich als Objekt, welches meistbietend zu verkaufen ist. Das *Ich* als einzigartige, individuelle und unter Schmerzen gestaltete Benutzeroberfläche, als Showroom, als Ausstellungszone, als Messestand auf der täglichen *Ich*-Messe, als Wirtschaftsstandort, als Kampfzone, ja als Standortvorteil, wenn es denn entsprechend aussieht.»*

Helmut Hansen skizziert in seinem Essay [«Als *Ich* in der Dienstleistungsgesellschaft»](#), wie Menschen, denen ihr *Ich* als letzte Rechtfertigungsinstanz zu genügen scheint, mit Leuten zurechtkommen, die Dienste für sie auszuüben haben. Dabei stellt er die delikate Frage, ob das grenzenlose *Ich* zwar alles selbst am besten wissen will, aber, wenn etwas schief gegangen ist, davon nichts mehr wissen will? Ist es, wenn es Dummheiten macht, immer von einem Dienstleister schlecht beraten worden? Sehr schön ist auch Helmut Hansens Essay [«Rebound: Wie einem in der Postmoderne das *eigene Ich* an den Kopf geworfen wird»](#), in dem er eine lustige Konsequenz aus der gegenwärtigen *Ich*-Kultur aufzeigt. Lesenswert.

3.1.1 Sein und Bewußtsein

Wir jedoch, geneigter Leser, geneigte Leserin, wenden uns nun wieder unserem Diskurs über das *Ich* in der zurückgekehrten Moderne zu. Ein Satz überragt alle möglichen Argumente in unserem Kontext stärker und höher denn je: Das Sein (die kapitalistische Arbeitswelt) bestimmt das Bewußtsein. Und eigentlich – das war der Ausgangspunkt vieler Debatten, das war die Hoffnung vieler Reformgläubigen, das war die Religion vieler Entwicklungsgläubigen – erwächst aus diesem Bewußtsein doch auch wieder eine Konstruktion, eine Reflexion des Seins. Doch wer heute eine Arbeit hat, geriert sich gezwungenermaßen als Mensch ohne Bewußtsein seiner Lage und seiner Geschichte, also ohne ein politisches Bewußtsein von dem, was derzeit anrichtet und mit ihm angestellt wird und was er selbst in dieser Welt anrichtet. Ja, wir sehen ihn als einen Menschen ohne eine Rahmen-Theorie (selbstredend mit Ausnahme irgendwelcher unverstandener kapitalistischer Maximen), ohne einen bewußten Lebensentwurf, ohne Vorstellungen von einer angemessenen Epistemologie, ohne eine Lebensphilosophie. Ein allseits erfreulich sozialisiertes und zugerichtetes *Ich* brabbelt heute Werbesprüche vor sich hin, die es mit authentischen *Ich*-Äußerungen verwechselt: «Ich bin doch nicht blöd!» Oder: «Unterm Strich zähl ich!» Das führt zu der alles umfassenden Frage in allen Kontexten des *Ich*-Seins: «Und was hab ich davon?» Genau. Normal.

Es führt kein Weg mehr zurück. Denn die Rückwirkung auf das Sein durch das Selbstbewußtsein wird täglich mit Hilfe aller Medien gekappt. Selbstbewußtsein wird immer unmöglicher. Wie sagt es Hubert Fichte in dem einleitenden Motto: «*Selbsterkenntnis verhindern. Das heißt Versklavung.*» So ist es. Klar, die Gedanken sind frei, immer noch, doch es gibt fast keine Gedanken mehr. Die Herrschenden gewähren ihrem Volk nur folgenlose Meinungen (BILD Dir Deine Meinung!), die sie

dennoch mit Macht zu beeinflussen versuchen. Es gibt keine Nachrichtensendung mehr in Funk und Fernsehen, in der nicht irgendein *«Ich»* auftritt und verwirrt berichtet, was es empfunden hat. Soviel Meinung darf sein. Und hier darf jeder mitmachen! Und eine schöne Kommunistin wird heute zum Glück nicht mehr zu Tode geprügelt und in den Landwehrkanal geworfen, sondern als Exotin in medialen *«Diskussionsrunden»* gar gerne geduldet, alle tief in den finalen Kapitalismus eingebetteten Journalisten bemühen sich aber, nicht nur permanent darauf zu verweisen, daß es sich bei der von der Kommunistin geäußerten Meinung um eine Meinung handele, die von einer Kommunistin geäußert wurde, und daß somit alles, was sie sage, nur in diesem Lichte gesehen werden könne, nein, ihre Meinung steht in allen einschlägigen *«Diskussionsrunden»* auch immer gegen eine Übermacht von orthodoxen Meinungen. Das muß schon sein. Sagen wir es so: Gedankenfreiheit läßt sich nach zwei Seiten verstehen, die Gedanken sind frei, oder wir sind frei von Gedanken. Dieses schöne Wortspiel ist in unserer [Gesellschaft des Spektakels](#) Wirklichkeit geworden. Wehe der, die einen Gedanken hat. Die hat nichts zu lachen, bleibt aber am Leben. Auch das ist Fortschritt.

3.1.2 Das neue *«Ich»*

Schauen wir noch ein wenig auf das *«neue» «Ich»* 2.1. Spinnen wir den Faden weiter. Oben haben wir gesehen, daß das *«Ich»* 2.1, sofern es eine Beschäftigung hat, fit zur *«Arbeit»* kommt. Aber was bringt es sonst noch mit? Bildung? Nein, statt Bildung *«verfügt»* es über ständig wechselnde angesagte *«Informationen»*, die meist in Rangreihen daherkommen, da man sie sich so leichter einprägen kann. Wissen? Nein, das Wissen kommt zerfasert daher, wiederum als sogenannte *«Informationen»*, die man für Multiple-Choice-Fragebögen mühsam auswendig gelernt hat. Geist? Ach nein, statt Geist verfügt es über den Drang, sich am Markt der *«Ich»*-Wesen zu positionieren, allfällige Herausforderungen anzunehmen und seine *«Leistung abzurufen»*. Eigensinn wurde durch Fremdsinn ersetzt. Und wenn wir auf den beklagenswerten Zustand der ehemaligen Universitäten schauen, die heute nur noch Fachschulen sind, können wir diesen Kalauer wagen: Vom *studium generale* zum *studium fiscale*.

Roger Behrens spricht in diesem Zusammenhang nicht von einem *«neuen» «Ich»*, sondern von einem *«virtuellen Individuum»*, welches das Kapital sich geschaffen habe: *«In der gegenwärtigen Gesellschaft individuiert sich das Subjekt, allerdings nicht als Individuum, sondern als dessen Hohlform.»* Behrens diagnostiziert hier *«Ich-Schwäche und Narzißmus: «Sich selbst erfinden, sich selbst entwerfen - mit diesen Zauberformeln verpflichtet sich das virtuelle Individuum auf die Gegenwart.»*⁴⁰ Auch die Biographie des *«neuen» «Ichs»* 2.1 als kapitalistische Allzweckwaffe ist virtuell. Aus einer völligen Gedächtnis- und Geschichtslosigkeit ragen einige Markennamen oder TV-Sendungen hervor, an die man sich erinnern kann. Und das war es dann. Keine individuellen Erfahrungen, nichts Gelerntes. Florian Illies ist mit Betrachtungen dieser Art berühmt geworden, deswegen durfte er auch einige Jahre bei der Zeitung arbeiten, die von denen gelesen wird, denen die Bundesrepublik gehört.

Das *«neue» «Ich»* 2.1 zeichnet sich also eben nicht durch Wissen oder Bildung aus, sondern durch *soft-skills*, also Eigenschaften, die eigentlich im Umgang unter Menschen nicht nur grundlegend, sondern selbstverständlich sind (Pünktlichkeit, Ordentlichkeit, *«Teamfähigkeit»*). Hier werden sie aber als besondere Begabungen gefeiert: Wenn jemand mit anderen Menschen etwas so absprechen kann, daß das abgesprochene Ereignis auch tatsächlich eintritt, dann war da *«Teamfähigkeit»* am

⁴⁰ Roger Behrens (2003), ebenda, Seite 136.

Werk. Na ja, dabei sollte nicht vergessen werden, um was es geht: Aufträge für jemanden zu erfüllen und sein Verhalten auf Auftraggeber abzustimmen.

Das <neue> <Ich> 2.1 kennt auch weder eine Klassengesellschaft, noch Klassengegensätze, es interessiert sich eben nicht – Florian Illies sei Dank – für seine konkreten Produktionsverhältnisse. Im vollendeten Neoliberalismus der zurückgekehrten Moderne manifestiert sich das <Ich> 2.1 *«vollends bewußt als kapitalistisches.»* *«Systemimmanente Widersprüche des Kapitalismus»* gelten als obsolet. Statt dessen werden alle mit dem Job verbundenen Konflikte und Probleme in den zwischenmenschlichen Bereich verlagert: *«Das Klassenverhältnis ist im Schichtenmodell aufgelöst worden, und das Schichtenmodell in den privaten Konflikten, die jeder mit sich selbst zu klären hat.»*⁴¹ Und das wird in den täglichen Talk- und Trash- und Ausleseshows im TV eingeübt, damit sich da keiner vertut.

Noch einmal: Das <neue> <Ich> 2.1 ist ohne gesellschaftliche Biographie (Historie), ohne eigene Biographie (sein soziales Gewordensein ist ihm unklar), ohne Wissen, ohne Bildung, ohne Erfahrung. Das <neue> <Ich> 2.1 lobt oder kritisiert andere Menschen somit nicht aus politischen Gründen oder aus *«Motiven des Klasseninteresses»*, sondern nach Sympathie: *«Sympathie freilich, die nicht im Mitleiden besteht, sondern in der Identifikation mit dem, was zu tun ist.»*⁴² Selbstverständlich kennt es auch keine Solidarität. Denn es ist nur mit sich selbst solidarisch – bis zum nächsten Gesichtverlust.

Das <neue> <Ich> 2.1 ist auch besonders stolz darauf, sich nur noch wenig von seinem Chef zu unterscheiden. Deswegen zeigt es die Bereitschaft, sich permanent zu ändern und anzupassen, um als <Ich>-Unternehmer konkurrenzfähig bleiben zu können.

*«Im Zuge der Globalisierung des Spätkapitalismus kristallisieren sich Vorstellungen von Bildung, die auf beides zu reagieren scheinen: einerseits auf das Ende der klassischen, auf Lohnarbeit basierenden Industriegesellschaft, andererseits auf die alltagsästhetische Überhöhung beruflicher Tätigkeiten zum Lebensstil.»*⁴³ *«Der enzyklopädische, systematische Wissenskanon wird abgelöst. [...] Aus der Systematik des Wissens wird die postmoderne Vielfalt der Information.»*⁴⁴ Und geringfügiges Nachdenken zeigt, daß alle diese sogenannten Informationen irrelevant sind, *«letztendlich bloß Simulationen einer sowieso simulierten Welt.»*⁴⁵ Die <Informationsgesellschaft> beruft sich auf Informationen ohne Wissensgehalt, beruft sich auf Informationen, die keine sind.

Das <neue> <Ich> 2.1 orientiert sich darüber hinaus an Informationen, die bewußt auf <die Fragmentierung und Segmentierung> des eigenen Subjekts zielen: *«Die Konstitution des Individuums als Warensjekt. Wissen wird zum Design, zur Oberflächenverschönerung der Ware Mensch.»*⁴⁶ Nirgendwo werde das deutlicher – so Behrens – als in den derzeitigen Quizshows, wo sinnlose Fragen gestellt werden, die jeder halbgebildete Kleinbürger beantworten kann, oder auch nicht. Es geht um nichts – auch hier: *«Inhaltsleere und zusammenhanglose Brocken, die als Wissen völlig bedeutungs-*

⁴¹ Roger Behrens (2003), ebenda, Seite 138.

⁴² Roger Behrens (2003), ebenda, Seite 137.

⁴³ Roger Behrens (2003), ebenda, Seite 140.

⁴⁴ Roger Behrens (2003), ebenda, Seite 140-141.

⁴⁵ Roger Behrens (2003), ebenda, Seite 141.

⁴⁶ Roger Behrens (2003), ebenda, Seite 141.

los sind, alltagspraktisch keine Relevanz haben.»⁴⁷ «Das Individuum, das sich informiert und über die Information erzeugt, wird damit selbst zur Ware.» «Die Information produziert den entmenschten Menschen als Individuum.»⁴⁸ Und dies sollten wir nicht vergessen: «Informationen» verwedeln, welche sozialen Mächte am Werk sind. Das soll so sein, denn: «Informationen sind unmittelbar rezipierte Daten, die frei von jedem Urteil sind; und das <neue> Individuum ist der Datenträger.»⁴⁹

Kulturindustrie via TV mündet ganz zwangsläufig in Reklame. Reklame heißt auch, den Informationen zu trauen und umständlichen Erfahrungen zu entsagen: «Also abends noch <groß> was lesen?» Nöh. «Da bin ich mir zu schade!» «Das virtuelle Individuum ist sein eigener Konsument, es konsumiert sich selbst.[...] Indem die Kulturindustrie sich in der Reklameindustrie aufgehoben hat, sind die Individuen jetzt ihre eigene Werbung. [...] Gelernt wird für das Vermögen, sich als Produkt am Markt zu platzieren.»⁵⁰ Und die etwa in einer Quiz-Show abgefragten Informationen sind immer Reklame für die Welt, wie sie derzeit ist. Auch und gerade Leute, die weder etwas wissen noch können, die ungebildet sind, müssen öffentlich ihre Chance haben. Der kleinste gemeinsame Nenner muß immer kleiner werden. Affirmation auch hier. Und: Alle Fragen, für die man wirklich etwas wissen müßte, werden gecancelt, denn schließlich sind wir nicht im «Tele-Kolleg»⁵¹.

Fassen wir unsere Bestimmungstücke des «Ich» 2.1 schon einmal vorläufig zusammen: Es ist buchstäblich entleert, aber voller Informationen. Es ist unter Menschen, aber ohne Bindungen. Es ist ohne Geschichte, aber der Zukunft zugewandt. Denn, wie schon gesagt: «Unterm Strich zähl ich!» Unser Traum: Das mit Informationen besetzte und abgefüllte «Ich» 2.1-Objekt wieder zum Subjekt zu machen. Um den Weg dorthin zu öffnen, müssen wir uns aber zunächst einmal klar machen, welche sozialen Rollen wir in dieser Arbeitsgesellschaft überhaupt ungestraft spielen dürfen.

3.2 Ein «Ich» unterwirft sich und hat Arbeit

Die aktive Konstitution von eigener Identität vollzieht sich nicht im leeren Raum, sondern in der konkreten historisch und kulturell geprägten Situation. Identitäten unterscheiden sich durch die unterschiedlichen kulturellen Ressourcen, auf die bezogen sie sich entwickeln können. Krotz⁵² schreibt dazu passend: «In dem Maße, wie sich die Ökonomie als immer mächtigere Organisatorin der gesellschaftlichen Wirklichkeit durchsetzt, gehen die Bedeutung von Staat und Zivilgesellschaft, von Familie, Kirche, Ethnie, Moral, Ideologie und anderen zentralen Orientierungsmustern zurück, weil sie tendenziell Rohstoff der Ökonomie werden. Das bedeutet freilich auch, daß die Ökonomie sich die Formen kollektiver und jetzt auch individueller Kommunikation und der darin verwendeten Ausdrucksformen zu Eigen macht [...]. Die Ökonomie zielt damit auf eine Vereinnahmung der Identität der Menschen. Wenn es ihr gelingt, der Konstitution von persönlicher Identität nicht mehr nur Attribute zuzuliefern, sondern diese zu einem zentralen Teil menschlichen Handelns zu machen, entsteht eine neue Lage – beispielsweise, wenn der Name einer Marke zum Vornamen eines Kindes wird, wie es kürzlich durch die Presse ging.»⁵³ .

⁴⁷ Roger Behrens (2003), ebenda, Seite 142.

⁴⁸ Roger Behrens (2003), ebenda, Seite 144.

⁴⁹ Roger Behrens (2003), ebenda, Seite 144.

⁵⁰ Roger Behrens (2003), ebenda, Seite 144.

⁵¹ Dies ist ein wörtliches Zitat eines Mitglied des Teams, das Fragen für die Sendung «Wer wird Millionär?» aussucht.

⁵² Krotz, F. (2003). *Medien als Ressource der Konstitution von Identität*. In: In: T. Winter, T. Thomas & A. Hepp (Hrsg.). *Medienidentitäten. Identität im Kontext von Globalisierung und Medienkultur*. Köln: Halem-Verlag. (S. 27-48)

⁵³ Krotz, F. (2003) a.a.O. Seite 46.

Wo früher Kirche und Religion als Orientierungspunkte bzw. als Ressource dienten, füllt heute also die Merkatokratie diesen Raum. Nun ist die Bedeutung des Protestantismus für die Konstituierung des Kapitalismus augenfällig und daher oft in soziologischen Texten beschrieben worden. Wir wollen dennoch wieder einmal möglichst genau nachschauen, welches christliche Credo eigentlich den Boden bereitet haben könnte, damit sich ein Kulturinsasse – trotz frecher ›Ich‹-Behauptung und narzißtisch-histrionischer Dauerstörung – fröhlich dem final-kapitalistischen Arbeitsethos unterwirft, obwohl er mit zunehmender Säkularisierung und eigener Kirchenflucht nichts mehr von Religion verstehen oder wissen will. Ja, eine Unterwerfung ist es, eine fraglose gar. Wie kann das sein? Wie ist diese Unterwerfung vorbereitet worden? Wir fanden einige Thesen:

- Eine nahe liegende Überlegung wäre, daß sich die derzeitigen Kulturinsassen fraglos dem ausweglosen Wirtschaftskolonialismus unterwerfen, da sie es seit Generationen gewohnt sind, sich zu unterwerfen. Die da oben, wir hier unten. Kirchen haben nicht ohne Grund über Jahrhunderte ›Gehorsam‹ gepredigt. Gehorsam gegenüber dem ›Big Brother‹, dem ›Einen‹, ganz oben. Das war schon immer so. Dazu kommt in der Moderne noch etwas ganz Profanes: Man muß was zum Beißen haben. Ohne Moos ist nix los. Schenkt Gott ein Häschen, schenkt er auch ein Gräschen? Das glaubt wohl fast niemand mehr. Also: An die Arbeit!
- Arbeit durchtränkt das Dasein eines Kulturinsassen. Er ist heute Lebensunternehmer, Unternehmer seines eigenen Lebens, Vertreter seiner eigenen Marke. Und wenn er ausnahmsweise einmal nicht arbeitet oder keine Arbeit hat, spürt er das Bedürfnis, sich für diesen Mangel zu rechtfertigen, und er äußert den sehnlichen Wunsch, sich möglichst bald wieder unterwerfen zu dürfen. Denn das Dasein muß vor anderen Mitinsassen legitimiert werden, anstatt daß man bei sich bleibt. Auch in den Religionen muß man sich für sein Tun rechtfertigen. Und die alles andere überragende und verdrängende Religion heute ist die Merkatokratie. Vor ihr, als Gott, muß sich jeder Einzelne rechtfertigen, der keine Arbeit hat oder gar nicht ›arbeiten‹ will.⁵⁴
- Der Kulturinsasse der Moderne 2.1 hat möglicherweise aus der christlichen Sozialisationsfalle gelernt, daß mensch weder würdig noch schuldig ist. Also ist er willens, bis zur Erschöpfung zu arbeiten. Vielleicht arbeitet er auch sein schlechtes Gewissen ab, denn immer hätte er noch etwas mehr oder besser arbeiten können. Vielleicht ist Arbeiten wie Buße tun. Oder flapsiger ausgedrückt: Die Arbeitslaboratorien dienen als Beichtstuhl.
- Die einschlägigen Religionen verführen die Menschen, an die Illusion zu glauben, das Leben bedeute Leiden und daraus gebe es auch kein Entkommen. Angesichts dieser Jahrhunderte währenden Gehirnwäsche ist es naheliegend, daß sich heute kaum ein Arbeitnehmer gegen seine Arbeitsverhältnisse und den Gott Merkatokratie auflehnt. Denn die Erlösung kommt zum Schluß und sicher nicht in diesem Leben. Oder auf Moderndeutsch: Habe ich erst einmal meine Eigentumswohnung zusammen, dann zahle ich im Alter ›die Miete in die eigene Tasche‹. Oh je!
- In den Religionen wird oft von Gotteslohn gesprochen. Übersetzt in merkatokratisch heißt das: Ich bringe gerne eine Leistung und ich brauche dafür auch keine besonderen Belohnungen, denn nur wer sich im Schweiß seines Angesichts abrackert, hat eine Chance auf einen Platz in der

⁵⁴ Eine kleine Anekdote: Eine aufgrund von ›Rationalisierungsreserven‹ (!) soeben aus ihrer ›Probezeit‹ gekündigte Physiotherapeutin erzählt bei ihrer Verabschiedung, daß eine Freundin sie am Vormittag angerufen habe, um ihren Mann zu sprechen. Auf die überraschte Frage der Freundin, wieso sie denn morgens zuhause sei, antwortete sie beschämt, sie habe Urlaub. Ja, wir müssen uns vor Gott und den sozialen Kontrolleuren rechtfertigen, wenn wir ohne Arbeit sind. Wir sind so schrecklich nah am Leben, mit diesem Papier

Merkatokratie. Zur Not arbeite ich auch für den Gotteslohn von 1€ die Stunde, denn damit verbessere ich meine Chancen auf eine ‹Wiedereingliederung in das Arbeitsleben›.

- Aus den Religionen ist der Glaube an eine gerechte Welt bekannt. Wer sich im Leben anstrengt, wird belohnt, und sei es auch ‹nur› mit Gottes Lohn. Da ist der ganz alte Mythos, daß die reine Anstrengung zähle und man sich im Leben alles hart erarbeiten müsse. Man muß Krieger im Lebenskampf sein und hart – aber gerecht – mit sich selbst umgehen! Hier heißt es: Du sollst Dich selbst nicht spüren! Du sollst nicht merken, was mit Dir geschieht, wenn Du Dich unterwirfst und Arbeit hast! Wer aber arbeitslos ist, der hat sich eben nicht genug angestrengt. Und so gleicht es schon einem magischen Denken, daß unsere Kulturinsassen an das Diktum der ‹Herren des Wörterbuchs› glauben, die ihnen täglich erklären, daß man seinen Job je sicherer behalten könne, desto mehr man arbeite. An diese ‹Gerechtigkeit› glauben sie gerne.

Im Folgenden geben wir einen kleinen Überblick über das allzu beschränkte Rollenrepertoire, mit dem ein ‹Ich›, das sich unterwirft und also ‹Arbeit hat›, als sozial anerkannte und respektierte Figur auf der gesellschaftlichen Bühne – in der Merkatokratie-Arena⁵⁵ – mitspielen darf.

3.2.1 Der Arbeitsnomade

Über die Nomadisierung haben wir schon weiter oben im Kapitel 2.2.2 gesprochen. Der Arbeitsnomade ist räumlich völlig flexibel. Es gibt keinen festen zuverlässigen Ort, an dem er immer wieder eine bestimmte ‹Arbeit› ausführen kann. Er ist allein, er ist ein Einzelkämpfer⁵⁶, er reist der ‹Arbeit› hinterher, wie der Indianer dem Büffel. Auch die Millionen ‹Arbeitnehmer›, die stundenlange und erschöpfende Anreisen und Heimreisen zu einem Billigjob erdulden müssen, lassen sich als Sonderform der Arbeitsnomaden bezeichnen, denn in Bälde müssen sie einen weiten anderen Weg zu einem anderen, sagen wir, Call-Center auf sich nehmen. Interessant ist, daß es früher einmal ganz oben Chefs und Manager gab, die in räumlich stabilen Verhältnissen lebten und arbeiteten, und ganz unten waren dann die Wanderarbeiter und Erntehelfer, die Arbeitsnomaden. Heute ist die Arbeitsnomade überall anzutreffen, oben, unten, und in der Mitte. Und lustig ist dies: Der ursprüngliche Nomade hatte seine Jurte, seine Kohte, sein Zelt immer dabei. Der heutige Arbeitsnomade hat sein Laptop und sein iPhone immer dabei, die für ihn seine räumliche Stabilität, sein Zu-Hause-Sein im Passageren symbolisieren.

3.2.2 Der Tage- und Stundenlöhner

Der Lohn für getane ‹Arbeit› wird immer weniger als Zeitlohn, als Stundenlohn gezahlt, sondern immer mehr als Stücklohn. Leute in einem Projekt beispielsweise bekommen nicht die vielen Stunden bezahlt, die sie mit dem Projekt verbringen, sondern eher so eine Art Erfolgsprämie, wenn aus dem Projekt was geworden ist. Bezahlung nach Erfolg. Wie lang etwas dauert, wird zum eigenen Problem.

Natürlich bietet sich hier ein Rekurs auf den ur-soziologischen Topos der Weber an, die mit Kind und Kegel in Heimarbeit webten und von dem von den Aufkäufern angebotenen Stücklohn pro gewebtem Teil nicht leben konnten. Und wir möchten noch einmal daran erinnern, was die sogenann-

⁵⁵ Der geneigte Leser achte einmal darauf, wie viele Fußballstadien mittlerweile den Namen von Banken und Unternehmen tragen. Der lustigste und schamloseste Name läßt sich derzeit in Nürnberg finden: easyCredit-Stadion!

⁵⁶ Nicht umsonst bilden Nomade und Monade ein schönes Anagramm.

ten ‹Weberaufstände›⁵⁷ eigentlich auslöste: Es war die Bemerkung eines Bediensteten, der den vor dem herrschaftlichen Haus seines Herrn versammelten hungernden Weberfamilien riet, sie mögen doch bitte Gras essen, wenn sie hungrig seien.

3.2.3 Der Leih- und Zeitarbeiter

Aktuelle Zahlen über Leih- und Zeitarbeit sind frappant, Unternehmen stellen immer mehr Leiharbeiter ein, da deren Löhne niedrig sind und sie Knall auf Fall entlassen werden können. Wichtig und bestimmend für den finalen Kapitalismus in der Moderne 2.1 ist aber, daß selbst an dem schmalen Lohn für Leih- und Zeitarbeiter eine Leih- und Zeitarbeitsfirma beteiligt sein will. Brauchst Du Arbeiter? Ich leih Dir welche, an denen ich gut verdiene. Das ist schon fast eine Rückkehr zu feudalen Verhältnissen. Vielleicht gibt es irgendwann nur noch Leiharbeiter, denn in immer mehr Unternehmen wird bereits ganzjährig mit einem festen Prozentsatz an Leihkräften geplant, der im Bedarfsfall schnell nach unten korrigiert werden kann.

Leiharbeiter und Leihkräfte arbeiten in aller Regel ohne eine Chance auf eine Übernahme. Da es Monate dauert, bis eine Leihkraft in einer neuen Firma einigermaßen geradeaus laufen kann und zurecht kommt, könnte man meinen, daß diese Zurechtgekommenen dann von der Firma fest übernommen würden. Aber nein, statt dessen wird eine neue Leihkraft eingestellt und die Kollegen müssen diese wieder neu einarbeiten. Und das Unternehmen wundert sich, daß die betrieblichen Vorgänge nicht ‹rund laufen›, wie es immer so schön heißt. Tja, da sind dann alle furchtbar ratlos, bilden Arbeitskreise und schütteln nachdenklich ihre weisen Häupter. Doch das Bewußtsein, billige und jederzeit kündbare ‹Arbeitnehmer› zu haben, siegt über die Vernunft.

3.2.4 Der Käufer von ‹Arbeit›

Mittlerweile ist es schon die Regel geworden, daß es in den Universitäten überwiegend Mitarbeiter mit einer ‹halben Stelle› gibt, die dafür aber 40 - 60 Stunden arbeiten. Klar. Sie bezahlen dafür, an einer Universität in einem aufregenden Fach mitarbeiten und sich ein – erstaunlicherweise - immer noch geltendes Sozialprestige kaufen zu dürfen. Bei Praktikanten ist es sowieso üblich, daß sie keinen oder nur einen ganz geringen Lohn bekommen. Auch hier freut man sich, in einer Agentur oder einer Klinik mitarbeiten zu dürfen und sieht das als wichtige Qualifikation an, für die man gerne auch etwas bezahlt. Weitergedacht könnte es passieren, daß Leute in der Moderne 2.1 dafür bezahlen, überhaupt arbeiten zu dürfen.

3.2.5 Der Gefühls-Instrumentalisierte

Die als ‹soft-skills› bezeichneten Anforderungen an Beschäftigte in Unternehmen machen die Reichweite ökonomischer Zielsetzungen und Strukturen deutlich: Nicht weniger als der ‹ganze› Mensch soll einverleibt werden. Damit ein Mitarbeiter tatsächlich eingestellt und auch ‹behalten› werde, müsse dieser nicht nur Fach- und Methodenkompetenz, sondern eben auch Sozialkompetenz zeigen. Und damit ist insbesondere ein Involvement im Sinne eines Beteiligtseins am Wir-Gefühl des Unternehmens gemeint. Erwartet wird, daß ein Mitarbeiter sich mit den Zielen des Unternehmens identifiziert, hart arbeitet und sein Privat- und Freizeitleben an seinen Job anpasst. Um das herauszubekommen, um also zu erfahren, wie Mitarbeiter im Hinblick auf ihre Tätigkeit in einem

⁵⁷ Meist ist in diesem Zusammenhang der Weberaufstand in Schlesien von 1844 gemeint.

Unternehmen gestrickt sind, werden psychologische Tests entwickelt, die in den üblichen Auswahlverfahren eingesetzt werden. Einige Beispielfragen zeigen, woran Unternehmen interessiert sind und wie naiv danach gefragt wird. Glücklicherweise kann von einer Reliabilität und Validität dieser «einschlägigen» Verfahren keine Rede sein:

- «Bevor ich mich Freizeitaktivitäten zuwende, erledige ich alle anstehenden Arbeiten.»
- «Manchmal bin ich ohne Grund fröhlich oder traurig.»
- «Auch wenn ich sehr hart arbeiten muss, bleibe ich gelassen.»
- «Ich kann problemlos viele Stunden ohne Pause arbeiten.»
- «Lieber gelte ich als unorganisiert, als daß man von mir sagt, ich sei nicht kreativ.»
- «Ich brauche eine Weile, bis ich Bekanntschaften schließe.»⁵⁸.

Die Argumentationen für «soft-skills» und überhaupt für eine «neue» Unternehmenskultur enthalten oft das Klingelingeling, daß man sich damit von technokratischen Führungskonzepten abende und daran arbeite, Organisationen «menschlicher» zu machen, denn der Mensch als Ganzer und Ganzes stünde bei allen wirtschaftlichen Bemühungen doch voll und ganz im Mittelpunkt. Auch und gerade die Umstrukturierungsmaßnahmen hin zu einer verstärkten Selbstorganisation und Selbstkontrolle seien somit doch positiv zu werten.

Helga Manthey⁵⁹ sieht das ganz anders. Sie beschreibt die Forderung nach der Einbringung von «soft-skills» durch die Arbeitnehmer als einen schleichenden Prozess der «Verorganisation des Menschen», in dem die gerne sogenannte «Menschlichkeit» an funktionale Erfordernisse gebunden werde. Firmen stellten z.B. durch die Rhetorik von der einen «Familie», die die Firma doch darstelle, sowie durch die Betonung des «Vertrauens», welches eben in einer Familie herrsche, ein künstliches Gemeinschaftsgefühl her, obgleich jeder Mitarbeiter de facto austauschbar sei.

Außerdem seien Unternehmen um eine affektive Ausstrahlung durch eine entsprechende Corporate Identity bemüht, damit eine stabile emotionale Bindung an das Unternehmen erreicht werde. Und eine «Corporate Identity», in die sich die Arbeitnehmer hinein zu wühlen hätten, gelinge durch Grenzverwischungen von Privatsphäre und Beruf. Dies fange bei der Architektur an und höre bei Ritualen (etwa dem gemeinsamen Kaffeetrinken nach dem Meeting) auf. Auch Personalauswahl, -weiterentwicklung, Sozialisation durch Unternehmensaktivitäten und Kontrolle seien aufeinander abgestimmt, um beim Mitarbeiter den gewünschten emotionalen Anpassungsprozeß herzustellen.

Als Beispiel führt Manthey eine Firma auf, die den Beschäftigten das Gefühl gab, ein «Zuhause» zu sein, was dazu führte, daß die Mitarbeiter gerne mehr Zeit in der Firma als mit ihrer Familie verbrachten. Manthey: «*Auch gehen Arbeit und Spiel, Privat und Beruf, Entspannung und auf Arbeit bezogene Anregung, Freizeit und Arbeit eine Liaison miteinander ein. Arbeit wird Kunst und zu ei-*

⁵⁸ Alle diese items sind dem BIP (Bochumer Inventar zur berufsbezogenen Persönlichkeitsbeschreibung) entnommen. Zum grenzenlos naiven Realismus der Testkonstrukteure und zu den grenzenlos naiven 251 (!) Fragen paßt vor allem auch deren grenzenlos naive Überzeugung, daß Menschen nicht nur mit inneren Eigenschaften daher kämen, sondern daß es die folgenden 17 (!) Eigenschaften auch tatsächlich gebe und daß sie mit Hilfe dieses Fragebogens «gemessen» werden könnten: Leistungsmotivation, Gestaltungsmotivation, Führungsmotivation, Wettbewerbsorientierung, Sensitivität, Kontaktfähigkeit, Soziabilität, Teamorientierung, Durchsetzungsstärke, Begeisterungsfähigkeit, Gewissenhaftigkeit, Flexibilität, Handlungsorientierung, Analyseorientierung, Emotionale Stabilität, Belastbarkeit, Selbstbewußtsein. Ach ja. Oh je.

⁵⁹ Helga Manthey (2003): *Menschliche Organisation und verorganisierte Menschen. Zur Emotionalisierung von Arbeitsbeziehungen*. In Alexander Meschnig & Mathias Stuhr (Hg) (2003): *Arbeit als Lebensstil*. Frankfurt am Main. Suhrkamp. Seite 109 - 132.

*nem mit Erleben und Erlebnis verbundenen Lebensgefühl. Arbeit und Arbeitswirklichkeit werden hier mit einer Reihe positiver Gefühle, Stolz, Spaß, Lust, Wohlbehagen, Aufgehobensein und mitmenschlicher Nähe verbunden.»*⁶⁰ Die neueren Arbeitsformen, die zunehmend auf Selbstregulation abzielen, würden zwar Kooperation und Vertrauen voraussetzen, führten aber zu sozialer Kontrolle zwischen den Kollegen. So käme es, daß «*sozioemotionale Bedürfnisse auf ihre Verwendbarkeit für funktionale Erfordernisse*» überprüft würden.

Die beschriebenen Prozesse in der Arbeitswelt führen dazu, daß sich Beschäftigten- und Unternehmensinteresse in einer Person konflikthaft gegenüberstehen; «*mit der Internalisierung der <Marktförmigkeit> von Beziehungen gehen Umbewertungen einher, die sozioemotionale Bedürfnisse und eng damit verbunden die ethisch-moralischen Kriterien für menschliches Handeln und die Wertschätzung von Menschen den funktionalen Erfordernissen anpassen müssen.*» Das ist es wohl, denn wenn Menschen, etwa in einer Projektarbeit, Beziehungsarbeit leisten und auf emotionale Prozesse rekurren müssen, dann doch wohl nicht, weil sie sich lieben, sondern weil sie das Unternehmen zu lieben haben, für das sie arbeiten. Und die hier geleistete Beziehungsarbeit wird verglichen, beziffert, gegen andere Leistungen aufgerechnet, und letztlich auch bezahlt. Solange sich die Mitarbeiter nur lieben, schaffen sie ja keine Werte für diejenigen, denen das Unternehmen gehört, für das sie emotional engagiert arbeiten. Alles klar?

Instrumentalisierung der Gefühle, Corporate Identity, ein Sich-zugehörig-fühlen. Und um 21:00 Uhr, nach 14 Stunden Arbeit, spendiert der Chef schon mal eine Pizza, ist das nicht süß?

3.2.6 Das Arbeitsmannequin

Gerburg Treusch-Dieter definiert das von ihr so genannte «Arbeitsmannequin» unwiederbringlich so: «*Allzeit bereit. Immer unqualifiziert, aber perfektioniert. Ein dienstbarer Geist, der unsichtbar vorhanden ist.*»⁶¹ «*In einer Arbeitsgesellschaft, in der bezahlte Arbeit, die auch Spaß macht, rar ist, werden Arbeitende dazu gezwungen, Arbeit zu simulieren. Sie werden zu fröhlichen <Arbeits-Mannequins>, die ihre Zeit absitzen und Anwesenheit auf einer Stelle bekunden, so wie man früher Untertänigkeit bekundet hat.*»⁶² Das Arbeitsmannequin «*kann seinen Dienst als Konsument von Arbeitsschnäppchen und -häppchen verrichten. Hauptsache, es wird gebraucht; Hauptsache, man ruft nach ihm; Hauptsache, es wird nachgefragt.*»⁶³ Das Arbeitsmannequin bietet seinen Dienst «*am Arbeitsmarkt*» an: *am Rand, am Ende. Zu jedem Verzehr von <Arbeit> bereit. Auch wenn sie unzumutbar, auch wenn sie unverdaulich ist.*»⁶⁴ Dem können wir nichts hinzufügen.

3.2.7 Der Qualifikationen-Sammler

Und da gibt es den Arbeitnehmer-Typus, der endlos und rastlos Qualifikationen aufhäuft. Diese Qualifikations-Junkies sammeln Weiterbildungen, Spezialisierungen und vor allem Zertifikate, um damit die allfälligen Mitbewerber ausstechen zu können. Es geht zu wie beim Quartett-Spiel. Allerdings begibt man sich so in einen *circulus vitiosus*: Weil mittlerweile fast alle Bewerber («Ich bin

⁶⁰ Helga Manthey (2003): a.a.O. Seite 118.

⁶¹ Gerburg Treusch-Dieter (2003): *Das Arbeitsmannequin. Von der Produktion zum Dienst*. In: Alexander Meschnig und Matthias Stuhr (Hrsg.) *Arbeit als Lebensstil*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Seite 57 - 89. Das Zitat steht auf Seite 81.

⁶² Ulrich Beck (2000), a.a.O., Seite 33.

⁶³ Gerburg Treusch-Dieter (2003) a.a.O., Seite 82.

⁶⁴ Gerburg Treusch-Dieter (2003) a.a.O., Seite 82.

doch nicht blöd!) ihre Lebensläufe mit den erwartbaren Qualifikationen ausstaffieren, steigen auch die Erwartungen der Arbeitgeber. Denn diese suchen genau die Qualifizierten, die sie sich als qualifiziert vorstellen können. Und da die Bewerberquote so hoch ist, bekommt der Personalsucher auch genau den, den er haben will, beispielsweise den 30-jährigen, der nach Diplom und Promotion zwei Jahre in Frankreich in der Automobilbranche gearbeitet hat, nebenbei seinen Master in Business-Administration gemacht hat, ein Total Quality Management Junior Zertifikat vorweisen kann und fließend französisch, spanisch und portugiesisch spricht. Das bedeutet lustigerweise nun, daß der Qualifikationsjunker mit seiner Qualifikationenkumulation nicht – wie erhofft – seine Möglichkeiten erweitert, sondern einengt hat: Es gibt nur noch einen ganz bestimmten Job, für den er sich ausgebildet hat.

3.2.8 Der heimliche Akkord-Steigerer

Es gibt heute eine Reihe von Leuten, die heimlich Überstunden machen. Die sich also nach Geschäftsschluß noch einmal in das Büro schleichen, die zu Hause arbeiten, die am Wochenende mal eben ins Büro kommen. Aber sie wollen nicht gesehen werden, sie wollen zeigen, daß sie ihre Aufgaben in der dafür vorgesehenen Zeit erledigen können. Da sie das aber nicht können, da die Vorgaben zu hoch sind, beuten sie sich selbst aus, heimlich. Dies ist das postmoderne Gegenstück zum modernen Akkordbrecher.

Interessant ist hier, daß zwar viele Firmen heute von *work-life-balance* reden und dies vielleicht sogar ernst meinen, auf der anderen Seite aber so viel von ihren Mitarbeitern verlangen, daß es nie zu einer ausgewogenen *work-life-balance* kommen kann. Die Arbeit geht vor! Da die Überstunden, da die Mehrarbeit heimlich geschieht, kann es keine Rückkoppelung geben. Selbst der wohlmeinendste Arbeitgeber erfährt ja nichts davon.

3.3 Ein *Ich* unterwirft sich und hat keine Arbeit

Und sucht und sucht und findet keine Arbeit. Und sucht und sucht und wird von allen gelobt, da er schon 100 Bewerbungen verschickt und an 10 Fortbildungen teilgenommen hat. Oder aber er verheimlicht ganz literarisch vor der Familie, daß er ohne Arbeit ist, und tut jeden Morgen so, als würde er zur Arbeit gehen, er verabschiedet sich unter der Reihenhaustür von der liebenden und ahnungslosen Ehefrau, doch die Schulden wachsen und wachsen und das Leid wird immer größer und größer und schließlich bleibt nur noch ein Ausweg, und die Nachbarn können das alles nicht verstehen, denn das waren doch so nette und vor allem *normale* Leute, die immer freundlich begrüßt haben und auch so einen *braven* Hund hatten. Diesen Ausgang der Geschichte wollen wir vermeiden. Deswegen:

3.4 Ein *Ich* emanzipiert sich von der *Arbeit*

3.4.1 Wie bitte?

Was soll das denn? Sich von der *Arbeit* emanzipieren?! Hallo, das geht doch *gar* nicht!? Nun, mal sehen: Wenn wir im ersten Teil dargestellt haben, wie uns die Arbeitsideologie der Moderne wieder einmal in unserer Arbeits-Gesellschaft einschließt, und wir im zweiten Teil die sich daraus entwickelnden Arbeits-*Ichs* beschrieben haben, muß es nun im dritten Teil dieser seltsamen Schrift um Emanzipation, um Befreiung von der *Arbeit* gehen. Stellen wir uns einmal vor, daß ein *Ich* viel-

leicht gerade keine Arbeit hat und sich wundert, was es sonst noch alles zu tun gibt. Stellen wir uns vor, die Familie schaffe das Auto ab und die Kinder freuten sich über die glücklichen Zeiten, in denen die Kernfamilie immer beisammen ist, und die Nachbarn wundern sich. Ja, geht das denn? Ja! Denn die einzig emanzipatorische Perspektive kann nur die Aufhebung der <Arbeit> sein.

Und es gibt sie: Die Arbeitsverweigerer, die <Glücklichen Arbeitslosen>, die <Aussteiger>, die <Müßiggangster>, die <Digitale Boheme>. Ist das eine gute Idee, da mal hinzugucken? Ja, denn Immanuel Kant sagt: *«Geschäftige Torheit ist der Charakter unserer Gattung.»* Oder anders: *«Der höhere Mensch hat Seelenruhe und Gelassenheit, der gewöhnliche ist stets voller Unruhe und Aufregung.»*⁶⁵

Um Sie, lieber Leser und Sie, liebe Leserin, nicht zu erschrecken, werden wir im folgenden schön langsam vorgehen. Wir werden die sogenannte <Ich>-AG und die <Ich>-GmbH als Schritte auf dem Weg zur Emanzipation vorstellen. Und dann werden wir die <Ich>-GmbH mit einem Menschentypus verknüpfen, dem wir einen <proteischen> Charakter beimessen.

3.4.2 Die <Ich>-AG

Wir betrachten nun ganz *lege artis*, also mit einem sachten skeptischen Nominalismus, eine einigermassen gruselige Wortschöpfung des dritten Jahrtausends, die sogenannte <Ich-AG>, den Arbeitskraftunternehmer, den Investor in das eigene Humankapital. Mit entwaffnender Klarheit werden mit dem Begriff <Ich-AG> hier Mensch und Ökonomie in fünf Buchstaben ausweglos verheiratet. Besonders gruselig wird es, wenn man den Begriffsteil AG etwas weiter denkt, als es sich die Erfinder dieses Begriffs offenbar gewünscht haben. Eine Aktiengesellschaft ist ja im Besitz der Anteilseigner, und das sind üblicherweise nicht die Beschäftigten, auch nicht irgendwelche freien Aktionäre, sondern zu einem grossen Anteil sogenannte Investment-Fonds, deren Manager ihre Finger auch in hunderten anderen AGs haben.

In den letzten Jahren sind die meisten Manager dieser Fonds dadurch aufgefallen, daß sie auf die AGs, deren Anteile eben in ihren Fonds verwaltet werden, einen beachtlichen Druck ausüben, die Gewinnquoten maßlos zu erhöhen. Das von einem Bankmanager geäußerte Renditeziel von 25% ist mittlerweile ein beliebtes Diktum geworden. Wie nun im einzelnen Manager der AGs diesem Druck nachkommen, ob mit sogenannten Rationalisierungen, Entlassungen, Lohnsenkungen und anderen kapitalistischen Mätzchen, die für die Lohnabhängigen keine Mätzchen sind, ist den Managern der Fonds ziemlich egal. <Wichtig ist, was hinten heraus kommt!>⁶⁶ Kommt nix raus, werden die AGs von den Fondsverwaltern fallengelassen. Wir sollten nur festhalten, daß die Verschärfung der Ausbeutung der noch verbleibenden Beschäftigten, daß die Gier nach dem schnellen Euro, heute den neudeutschen Namen <shareholder value> trägt.

Wenn wir das soeben Gesagte in Ruhe bedenken, dann müssen wir uns klar machen, daß im finalen Kapitalismus der Moderne 2.1 unter einer <Ich>-AG eine Art <Ein-Mensch-Betrieb> verstanden wird, der die Herausforderungen der <sozialen Marktwirtschaft> annimmt, sich dabei an seinem Standort so gut <aufstellt>, daß er in völliger Abhängigkeit von seinen Geldgebern angestrengt vor sich hin werkelt, und dabei im Ernstfall – und Ernstfall ist eigentlich immer – möglichst 25 Stunden am Tag

⁶⁵ Dieser Aphorismus wird dem chinesischen Philosophen Konfuzius (551 - 479 v. Chr.) zugeschrieben. Konfuzius ist der latinisierte Name für Kongfuzi, K'ung-fu-tzu, <Meister Kong>, eigentlich Kong Qiu, K'ung Ch'iu.

⁶⁶ Dies ist ein Lieblingsspruch unseres ewigen Kanzlers mit den vielen Sprachfehlern gewesen.

versucht, die in ihn gesetzten Erwartungen, das heißt, die in ihn gesteckten Gelder, in Erträge zu verwandeln, und dies bedeutet wiederum nur, einen Mehrwert zu schaffen, den er an seine Geldgeber abzuführen hat. Eine von den Herren des Wörterbuchs gewünschte *Ich*-AG führt in den meisten Fällen zur *«Entwertung und Selbstaussbeutung der eigenen Arbeitskraft.»*⁶⁷ Stellen wir uns so eine sinnvolle Tätigkeit vor? Nein.

Trotzdem sollten wir eine Weile nachsinnen, ob wir nicht die *Ich*-AG in eine sympathischere Richtung umdenken können. Denn grundsätzlich finden wir den Gedanken gar nicht so falsch, daß selbstbestimmte Arbeit, auch solche, die dem Lebensunterhalt dient, sinnvoller gestaltet werden könnte als Sklavenarbeit im direkten Dienst der ökonomischen Interessen anderer. Ein positiver Ansatz im Konzept der *Ich*-AG besteht etwa darin, den Gedanken zu konterkarieren, daß alle Arbeit von *Arbeitgebern* auszugehen habe. Das *Ich* der *Ich*-AG hat ja immerhin seine eigene Geschäftsidee. Nur leider wird das Prinzip der Selbständigkeit durch den Begriffsteil *AG* schon wieder einkassiert.

3.4.3 Die *Ich*-GmbH

Etwas mehr in unsere Richtung könnte der Begriff *Ich*-GmbH führen, ist doch die GmbH entschieden weniger fremdbestimmt als die AG, und die beschränkte Haftung begrenzt das Ausgeliefertsein des Menschen an den ökonomischen Erfolg seiner Arbeit. Wir können uns sehr gut vorstellen, daß eine selbstgewählte produktive Erwerbstätigkeit mit Sinn gefüllt werden kann, die sie über pure Sklavenarbeit erhebt – jedoch versucht man das heute den Menschen eben mit der *AG*-Konstruktion einzureden, die gleich wieder den ökonomischen Erfolgswang in den Vordergrund stellt.

Nun haben die Erfinder der *Ich*-AG ihre politischen Vorstellungen mit ihrer Namenswahl ja ganz gut getroffen und wir staunen wieder einmal, wie geschickt die *Herren des Wörterbuchs* die Textfäden spinnen und weben. Was heute betrieben und gefördert wird, hat mit unserem vorläufig positiven Denken an eine *Ich*-GmbH nix zu tun. Für die letztere müssten wir uns gedanklich von einer Gesellschaft lösen, in der – immer wieder und jetzt erst recht – der Wert der Arbeit von denen bestimmt wird, die sie bezahlen. Eine *Ich*-AG kann nur Erfolg haben, wenn sie dort Bedarf bedient, wo Geld vorhanden ist. Daher ist das Programmieren von Websites für Global Player ein viel lohnenderer Bereich für eine *Ich*-AG als Sprachunterricht für Kinder mit Migrationshintergrund. Können wir uns eine Gesellschaft vorstellen, in der auch die Arbeit derjenigen, die im Rahmen einer *Ich*- oder *Wir*-GmbH das zweite tun wollen, Anerkennung und Lohn bringt? Derzeit nicht.

Klar, auch mit dem Begriff der *Ich*-GmbH kann noch ganz stark die Ökonomisierung des Menschen betont werden, deswegen wollen wir bei diesem Begriff auch nicht stehen bleiben. Darüber hinaus taucht bei der *Ich*-GmbH halt dieses so verdächtige und abgeschmackte Wörtchen *Ich* auf, welches uns darauf verweisen soll, daß ein *Ich* in diesen Zeiten in Konkurrenz zu allen anderen *Ichs* zu stehen habe und sich nicht in einem *Wir* finden und einen solle. Dennoch sehen wir aus den oben beschriebenen Gründen den Begriff von der *Ich*-GmbH ganz wohlwollend, er könnte ein nützlicher Wegweiser sein, der uns eine alternative, eigenbewegte Richtung aufzeigen könnte.

⁶⁷ Alexander Meschnig (2003): *Unternehme Dich selbst! Anmerkungen zum proteischen Charakter*. In: Alexander Meschnig und Matthias Stuhr (Hrsg.) *Arbeit als Lebensstil*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Seite 30.

3.4.4 Die proteische Person

Wenn wir die <Ich>-GmbH kühn ein wenig weiter denken, könnten wir bei einer proteischen Person, bei einem proteischen Charakter landen. Wie das? Nun, Proteus ist in der griechischen Mythologie ein mächtiger, allwissender und weissagender Meeres-Gott. Die Sage erzählt uns, daß sich Proteus, um sich der Beantwortung von unangenehmen Fragen zu entziehen, in vielerlei Gestalten verwandelt habe. Und deswegen sehen heute die wenigen verbliebenen <Gebildeten> in unserer Gesellschaft in einem <Proteus> einen Menschen, der alle Zeit und nach allen Richtungen hin wandlungsfähig ist und so auch leicht seine Gesinnung ändert, wenn ein Kontext eben dies erfordert. Ist ein proteischer Mensch nun ein Fähnchen im Wind, immer wandelbar und deswegen unzuverlässig, oder ist er ein kompetenter Konstrukteur seines Lebens? Oder beides? Was zeichnet den proteischen Charakter aus? Und warum ist heute so viel von ihm die Rede?

Nun, der Arbeitsmensch in der Moderne 2.1 erscheint uns in seiner bedingungslosen Flexibilität und Allzweckwaffen-Mentalität leicht als proteisch, denn er ist sowohl geographisch mobil als auch verwandlungsfähig in seinen Fähigkeiten und Neigungen. Meschnig⁶⁸ führt seine Überlegungen zur Veränderung des Charakters von Arbeitsmenschen durch die Netzwerkökonomie ebenfalls hin zu einem Konzept vom proteischen Selbst. Wir folgen dieser Herangehensweise, welche in einigen Punkten mit dem Konzept unserer Personenperson kompatibel erscheint (vgl. dazu etwa unseren [Bochumer Bericht Nr. 5](#)), dennoch werden wir weiter gehen.

Das proteische Selbst erscheint offen und vielseitig und daher gefeit gegen absolute Setzungen aller Art; es ist wandelbar und behält immer die Möglichkeit der Transformation; das proteische Selbst spielt mit sich selbst und bezieht so in sein Tun immer Ironie mit ein. Dem proteischen Selbst geht es nicht in erster Linie um die Produktion von irgendetwas, sondern um Erfahrungen und Beziehungen.

Hier merkt Meschnig an, daß dies ein Indikator für das derzeitige Stadium des Kapitalismus sei: Wer seine Persönlichkeit durch Erfahrung ausbilde, der biete eben mehr Erfahrungsmärkte zur Ausbeutung an: *«Für die Kulturindustrien ist der proteische Charakter eine ideale Ergänzung zu ihrer unbegrenzten Zahl an vorgegebenen Drehbüchern und Geschichten.»*⁶⁹

Zu den mentalen Mustern des proteischen Selbst gehören psychische Disponibilität, Aufgabe von Vertrauen, Risikobereitschaft und eine Spielermentalität. Kurz: Das proteische Selbst soll den Identitätswandel des Subjekts in der Moderne 2.1 symbolisieren. Wie ist es dazu gekommen?

Nun, Meschnig beschreibt, daß <Arbeit> und Freizeit, die klassischen Pole der Industriegesellschaft, nicht mehr trennbar seien, es habe vielmehr eine Amalgamierung beider Bereiche stattgefunden. Durch Telearbeit und Vernetzung von Heim und Arbeitsplatz verwischten sich die Grenzen; Freizeit verwandele sich über leistungsbezogene Kriterien zunehmend in <Arbeit>.⁷⁰ Und der Arbeitsbegriff totalisiere sich auf ein in das alltägliche Leben hinein wirkendes ausgedehntes Busy-Sein: Angesichts drohender Arbeitslosigkeit und verschärfter Konkurrenz vermarkte sich der durchökonomisierte Mensch selbst:

⁶⁸ Alexander Meschnig (2003): *Unternehme Dich selbst! Anmerkungen zum proteischen Charakter*. In: Alexander Meschnig und Matthias Stuhr (Hrsg.) *Arbeit als Lebensstil*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Seite 26 - 43.

⁶⁹ Alexander Meschnig (2003), a.a.O. Seite 27.

⁷⁰ Vgl. Alexander Meschnig (2003), a.a.O. Seite 29.

«Da wir uns zunehmend über Marken und deren Images definieren, soll der Aufbau unserer Identität und Persönlichkeit wie ein Markenprodukt vonstatten gehen. Identitäts- und Markenbildung folgen denselben Gesetzen. Die Betriebswirtschaft erobert langsam die Psyche, indem ihre Prinzipien die Persönlichkeitsbildung bestimmen.»⁷¹

Hurrysickness breite sich aus, eine Krankheit, die auf Verlust von Langsamkeit sowie auf Dauerstress zurückzuführen sei. Die permanente Zukunftsunsicherheit, Bindungslosigkeit und Desorientierung sowie eine Patchwork-Arbeitsbiographie hätten Einfluß auf die Identitätsbildung, so Meschnig. Durch das Wegfallen der Kontinuität im Arbeitsleben und identitätsstiftender Werte – wie soll man sich mit einer Arbeit identifizieren, die ständig wechselt und eine andere ist? – in fast allen Lebensbereichen fehle den Menschen die Möglichkeit, eine stabile und identifizierbare Person zu bilden. *«Anstelle der Konstituierung einer bruchlosen biographischen Identität tritt heute die Notwendigkeit einer Vermarktung und Theatralisierung der eigenen Individualität in betriebswirtschaftlicher Perspektive.»⁷²*

Die Identität wird den Gegebenheiten angepasst. Der proteische Mensch ist *«Bastler seiner eigenen Identität, produziert individuelle Lebenscollagen, die wie voneinander unabhängige Bühnenstücke aufgeführt werden.»⁷³* Ein Persönlichkeitsmodell, das in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts noch als *«Multiphrenie»*, *«Borderline»* oder als *«multiple Persönlichkeit»* pathologisiert worden wäre, erscheint heute im Licht des finalen Kapitalismus der Moderne 2.1 als ein allseits gefordertes Vorbild:

«Ein außergeleiteter Mensch, der auf Erwartungen, Veränderungen und Möglichkeiten flexibel reagiert und seine Identität den jeweiligen Gegebenheiten anpasst – dieser proteische Mensch ist das Ideal unserer Zeit geworden.»⁷⁴

Schauen wir uns diesen großartigen und vom Kapital so ersehnten Proteus noch etwas an. Da ist also ein Vielfach-*«Ich»*, ein Patchwork-*«Ich»*, wunderbar, denn ein Vielfach-*«Ich»* kann vom Kapital nicht nur als Allzweckwaffe zu jeder Zeit an alle möglichen Standorte verschoben werden, nein, dieses Patchwork-*«Ich»* reagiert auch erfreulich vielfach auf den Markt, denn es läßt sich in verschiedenen Facetten *«ansprechen»* und von multiplen *«Bedürfnissen»* her steuern. Wir müssen also uns die Frage stellen, ob die schillernde proteische Person sich nun selbst konstruiert und sich dabei selbstbewußt und mit Selbstironie von der Arbeit für andere spielerisch emanzipiert, oder ob sie Opfer der sozialen Bedingungen ist, in denen sie lebt.

Und dann entdecken wir, daß dieser Proteus vermutlich immer nur reagiert und nicht agiert, daß er selbst – trotz seiner grenzenlosen Mobilität – nicht vom Fleck kommt. Ja, Proteus ist unglaublich wandlungsfähig, doch das Ziel seiner Verwandlung ist immer nur sein Aktivismus, seine Geschäftigkeit als Beschäftigungs- und Prostitutionsfähigkeit, und – natürlich – sein Konsumismus. Ja, dieser Proteus bleibt ein Objekt, er wird von der Merkatokratie und den Märkten gelenkt, er bleibt Spielball der gespenstischen Mächte der Moderne 2.1. Proteus hat sich – trotz seiner Möglichkeiten

⁷¹ Vgl. Alexander Meschnig (2003), a.a.O. Seite 34.

⁷² Vgl. Alexander Meschnig (2003), a.a.O. Seite 32.

⁷³ Vgl. Alexander Meschnig (2003), a.a.O. Seite 36.

⁷⁴ Vgl. Alexander Meschnig (2003), a.a.O. Seite 36.

– nicht emanzipiert.⁷⁵

Positiv am proteischen Charakter erscheint uns die Möglichkeit, das eigene Leben wie ein Kunstwerk immer wieder neu gestalten zu können. Damit verbunden sind immense Potentiale von Freiheit, Selbstironie und evtl. gar ein neuer Sinn für Empathie in Beziehungen. Negativ erscheint uns, daß das Proteische zu einem Gefühl führen kann, als sei die eigene Existenz nur noch fragmentarisch, nur noch eine Ansammlung von Rollen, die in diversen Kontexten zu spielen sind. Wie anstrengend!

Im 4. Kapitel werden wir über die proteische Person hinausgehen und unser Konzept von der ‹Personenperson› vorstellen. Diese ist in unseren Augen ein souveränes Kunstwerk, wie Proteus ein Vielfach-‹Ich› mit einem anmutigen Rollenrepertoire, doch befreit vom Markt, von der Merkatokratie und von der Ideologie, für andere ‹arbeiten› zu müssen.

3.5 Gesunde Multiphrenie?

Blicken wir zurück und nach vorn! Wir haben beschrieben, wie das Gespenst der Moderne in einer Form zurückgekehrt ist, mit der wir – nach den in die Postmoderne gesetzten Hoffnungen – nicht gerechnet hätten. Heute schauen wir mit Erstaunen und Grauen auf die Doppelhelix aus Arbeit und ‹Ich›, auf die Aufhebung der Identität, auf das Vergehen von Eigenbewegung in lohnabhängiger ‹Arbeit› und auf die dadurch bedingten ‹Ich bin doch nicht blöd!›-Verkrüppelungen. Ja, das Monster ist zurückgekehrt, und wir nennen es Moderne 2.1.

Wir haben die derzeitigen Bedingungen von ‹Arbeit› beschrieben und die Arten von ‹Ichs›, die diese Bedingungen herstellen. Und der hoch so gelobte Proteus – die Idealperson in den Augen des Kapitals – mit seiner so ausdifferenzierten ‹Persönlichkeit›, dieses Objekt im Dienste des Kapitals, das sich für ein Subjekt hält, dieser Proteus also kann uns – trotz oder gerade wegen seines Potentials – nicht gefallen. Wir suchen ein Vielfach-‹Ich›, das eigenbewegt ist und Bewegungen für sich und andere in Gang setzen kann, wir träumen von einer ‹Personenperson›, die souverän, flexibel und eigensinnig über ihr Rollenrepertoire verfügt und sich damit neben ihrer ‹Vita activa› auch einen eigenen Weg zu einer ‹Vita contemplativa› öffnet.

Wir haben in den Kapiteln 2 und 3 die Ideologie von der ‹Arbeit› und ihre Wirklichkeit greifbar und spürbar gemacht, jetzt möchten wir Wege aufzeigen, wie wir uns mit Hilfe einer ‹gesunden› Multiphrenie zur ‹Arbeit› in Beziehung setzen, unser Leben in und mit ihr erträglich gestalten, und sie so irgendwie vielleicht auch wieder mit Sinn anreichern könnten.

⁷⁵ Und da fällt uns Erich Fromm ein: «Aktivität ist allgemein gesprochen gesellschaftlich anerkanntes, zweckhaftes Verhalten, das entsprechende gesellschaftlich nützliche Veränderung bewirkt. Aktivität im modernen Sinn bezieht sich nur auf Verhalten, nicht auf die Person, die sich in einer bestimmten Weise verhält. Es wird nicht differenziert, ob ein Mensch aktiv ist, weil er wie ein Sklave durch äußere Mächte dazu gezwungen wird oder weil er wie ein von Angst getriebener Mensch unter innerem Zwang steht. Es ist gleichgültig, ob er an seiner Arbeit interessiert ist wie ein Zimmermann oder ein kreativer Schriftsteller, ein Wissenschaftler oder ein Gärtner oder ob er keine innere Beziehung zu seiner Tätigkeit hat und keine Befriedigung durch sie erfährt wie der Arbeiter am Fließband und der Postangestellte. Aktivität im modernen Sinn unterscheidet nicht zwischen Tätigsein und bloßer Geschäftigkeit.» (Erich Fromm (1998): *Haben oder Sein*. Frankfurt am Main: dtv. 26. Auflage. Seite 90f.) Und Erich Fromm sagt noch, daß ein Tätigsein auf jeden Fall eine nicht entfremdete Arbeit sei. Nach Fromm sind die meisten Menschen also geschäftig und nicht tätig, sie sind busy. Das, was sie tun, hat nämlich gar nichts mit ihnen zu tun. Und genau diese Trennung führe – so Fromm – zu Persönlichkeiten, die nach irgendeinem inneren Drang handelten, ohne begreifen zu können oder zu wollen, daß dieser überhaupt existiere oder woher er komme. Im 4. Kapitel werden wir sehen, wie nah wir bei Erich Fromm mit unseren Gedanken sind.

4. Rettungsboot

*It is very difficult to find <happiness> in yourself,
but it is impossible to find it elsewhere.*

Versuchen wir es abschließend noch einmal auf diese Art zusammen zu fassen: Die Moderne 2.1 ist wie seit hundert Jahren eine marktherrschaftliche Gesellschaft der Arbeit. Alle Möglichkeiten zur Entwicklung eines <Ichs> und zur Konstruktion einer Identität, gründen in der ideologischen Zentralrede rund um die <Hauptsache Arbeit>.76 Das verinnerlichte und damit nicht sichtbare Wechselspiel von Arbeit und Identität ist die innerste Schleife unserer Programmierung, auf die alle Standardeinstellungen unserer kognitiven Festplatte bezogen sind. Die Doppelhelix aus Arbeit und Identität ist so tief in unserem Wesen verwurzelt – sie *ist* unser Wesen – das wir den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen können.

So ist das mit den Weltanschauungssystemen, in denen wir gefangen sind: Durch deren ideologische Matrix konstruieren wir unsere Weltwahrnehmung, und alle Profiteure und Propagandeaure dieser ideologischen Matrix versichern uns täglich mit Hilfe eingebetteter Journalisten und der Dudenmedien, daß es sich um keine *ideologische* Matrix handele, sondern um Fakten, Fakten, Fakten. Wenige Erleuchtete erhaschen einen Blick auf die Matrix, und noch weniger Auserwählte kommen an den Quellcode, um die Matrix zu re-programmieren.

Es soll bitte niemand denken, das sich die Autorinnen dieses Papiers zu den einen oder geschweige denn zu den anderen zählen. Mit diesem Arbeitspapier mühen wir uns mit der Matrix ab, um der Quelle ein wenig näher zu kommen. Ein Scheitern dabei ist wahrscheinlich, aber die Mühe lohnt sich.

<Hauptsache Arbeit?!>⁷⁷ Ja sicher, aber nicht die merkatokratische Fremd- oder Selbstausbeutung, sondern die emanzipatorische Arbeit zur Befreiung aus unserer sozialen Zwangsjacke.

4.1 This is water

David Foster Wallace beginnt eine 2005 vor Studienabsolventen gehaltene Rede über Leben und Arbeit mit einer kleinen Geschichte⁷⁸:

«Da schwimmen diese zwei jungen Fische vorbei, und sie treffen auf einen älteren Fisch, der in die andere Richtung schwimmt, ihnen zunickt und sagt «Morgen Jungs, wie ist das Wasser?» Und die zwei jungen Fische schwimmen ein wenig weiter, und schließlich schaut einer zum anderen rüber und wundert sich: «Was zur Hölle ist Wasser?»

⁷⁶ So der Titel einer Reportage-Serie des WDR-Fernsehens aus dem Jahre 2009.

⁷⁷ So der Titel dieser dringenden Leseempfehlung aus dem Jahr 2000: Ludwig Unruh „Hauptsache Arbeit?!“ Zum Verhältnis von Arbeit und menschlicher Emanzipation. Texte zur Arbeit 1. Dort ist im Prinzip das Meiste, worüber wir hier schreiben, schon gesagt - nur anders. Verfügbar unter <http://www.arbeitsalltag.de/Texte/Broschue/Inhalt.htm>.

⁷⁸ David Foster Wallace *«This is water: Some thoughts, delivered on a significant occasion, about living a compassionate life.»* Verfügbar unter <http://online.wsj.com/article/SB122178211966454607.html>. Freie Übersetzungen durch die Autorinnen. Diese Rede ist jetzt auch als Buch erschienen. Übrigens mit interessanten Abweichungen zum oben genannten Text im Netz, aber das ist eine andere Geschichte.

David Foster Wallace erläutert den springenden Punkt seiner Fisch-Geschichte damit, daß die offensichtlichen, allgegenwärtigen und damit wichtigsten <Realitäten> in unserem Leben oft diejenigen sind, die am schlechtesten zu sehen sind und über die wir nur schwer reden können. Wenn es uns gelänge, sie zu erkennen, erwiesen sich die Dinge, die uns zunächst so selbstverständlich erschienen, allzu häufig als vollkommen falsch. Erinnert sich noch jemand an die schöne Szene bei Monty Pythons, an die Fische im Aquarium, die jedes Mal, wenn sie aneinander vorbei schwimmen «Guten Morgen», «Morgen», «Schönen guten Morgen», «Moin Moin» sagen? Wir haben dieses Ideologieaquarium, in dem wir alle dümpeln, gerade Matrix und den Wald vor lauter Bäumen genannt.

Ja, es sind diese unsichtbaren Strukturen, durch die wir zu Insassen einer Gesellschaft geformt werden, mit der wir noch weniger einverstanden wären, wenn die Sicht weniger trübe wäre. Wir sind Goldfische in einem Mythentümpel, okay?⁷⁹

Mit unserer Annäherung an das Wechselspiel von Arbeit und Identität in der Moderne 2.1 haben wir versucht, eine der wichtigsten unsichtbaren Strukturen dieses düsteren Realitätstunnels wahrnehmbar zu machen. Klingt pauschal, aber es bleibt dabei: Nur über Erkenntnis können wir kritische Distanz aufnehmen. Und vielleicht schaffen wir es über eine kritische Distanz sogar bis hin zu einem kritischen Bewusstsein, inklusive Selbsterkenntnis. Dann würde es gefährlich für unsere Pólis und die Profiteure und Propagandeaure, deswegen werden wir ja unerbittlich und ununterbrochen auf Konsum und Unterhaltung gedrillt, und so sind die Medien in unserer Gesellschaft des Spektakels die perfekten Selbstreferenzunterbrecher und die Vermeidung von Selbsterkenntnis ist die westliche Form der Sklaverei. Doch das nur nebenbei, noch einmal als kleine Reminiszenz an Hubert Fichte.

Eine der so selten aus dem Hintergrundrauschen unseres Bewußtseins in wahrnehmbare Frequenzbereiche eintretenden Gewißheiten mit Bezug auf unser <Ich> ist, daß wir uns kontinuierlich als das absolute Zentrum unseres Universums erleben. Es ist uns peinlich und wir sprechen selten darüber, aber in der Regel rennen wir mit der Perspektive und dem Verhalten von Ego-Shootern durch die Gegend. Deswegen ist es übrigens eigentlich eher verwunderlich, daß wir bislang nur so selten Amok laufen.⁸⁰ Weil: Infantiles, konsumistisches, reizgesteuertes Durchdrehen ist eigentlich unsere

⁷⁹ Sollte dieses Papier wider Erwarten von Literatur- oder Filmwissenschaftlern gelesen werden, würden wir gerne darauf aufmerksam machen, daß David Foster Wallace gerne Bilder aus Monty Pythons' Oeuvre zitiert. So findet sich in dem großen Roman <The Broom of the System> (dt. Der Besen im System) der wunderbare Monolog eines Mannes, der die infinite Leere zwischen Selbst und Anderem aufzuheben sucht, indem er seinen Leib in einer ungezügelter Fressorgie unendlich aufbläht. Natürlich bittet dieses verzweifelte Wesen - genau wie der dicke fette fressende und schließlich explodierende Gourmand in Monty Pythons' <Sinn des Lebens> - den Kellner um ein Pfefferminzplättchen. Eleganter können Zitate wohl kaum gekennzeichnet werden. So stilvoll und achtsam hätte die Postmoderne funktionieren können. Hat sie aber leider nicht, deswegen lebt vielleicht auch David Foster Wallace nicht mehr. Noch etwas: Wem das Bild vom Mythentümpel verständlicherweise etwas zu blümerant ist, lese bitte bei Sir Karl R. Popper nach. Den Mythentümpel nennt er Welt 3 und beschreibt ihn so: „Mit Welt 3 meine ich die Erzeugnisse des menschlichen Geistes, wie Erzählungen, erklärende Mythen, wissenschaftliche Theorien (wahre wie falsche), wissenschaftliche Probleme, soziale Einrichtungen und Kunstwerke. Die Gegenstände der Welt 3 sind von uns selbst geschaffen, obwohl sie nicht immer Ergebnisse planvollen Schaffens einzelner Menschen sind.“ Diese Überlegungen finden sich in Popper & Eccles' bahnbrechender Arbeit <Das Ich und sein Gehirn> (München: Piper, Neuausgabe 1989, S. 64). Bitte auch noch einmal auf den Untertitel dieses Papiers schauen, dann wird vielleicht etwas klarer, worauf wir uns beziehen und wovon wir uns als soziale Konstruktivistinnen abgrenzen wollen: Erst die Mythen, dann die Konstruktion des <Ich> - und nicht umgekehrt! Wäre das Beziehen und Zitieren so in Ordnung? Noch einmal an die nicht anwesenden Literaturwissenschaftler: Gibt es eigentlich schon eine wissenschaftliche Arbeit zur Funktion der Fußnoten bei David Foster Wallace? Verlieren wir uns gerade in Zitaten? Ist die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen als tektonische Schichtung darstellbar und begräbt uns gerade mitten in der Moderne 2.1 ein postmoderner Erdrutsch? Können wir diesem getriebenen Treiben ein Ende setzen? Stop! «Yes, we can!»

⁸⁰ Ein guter Gedanke der Firma <Genesungswerk>, den wir hier gerne zitieren.

Standardeinstellung, unser Default-Setting. Daher kostet es uns Mühe und Anstrengung, eine andere Perspektive einzunehmen, uns etwa zu kontrollieren und uns dem Anderen gegenüber respektvoll zu verhalten. Manchmal klappt es dennoch, irgendwie.

Offenbar haben wir trotz allem eine Wahl.⁸¹ Ja, wir können uns dafür entscheiden, an uns zu arbeiten, wir können zumindest den Versuch unternehmen, irgendwie an unsere dysfunktionalen Voreinstellungen zu kommen, um uns von diesem fest verkabelten Default-Setting zu befreien, das uns automatisch zu egozentrischen Wesen mit Tunnelblick macht. David Foster Wallace hält damit eine Hoffnung am Leben, die Robert Anton Wilson auf seine Art im letzten Jahrhundert in die Welt gesetzt hat: Ja, wir können uns am eigenen Schopf aus dem Ideologiegewässer ziehen und ‹Der neue Prometheus› werden, wenn wir nur unsere schädlichen Programme erkennen und löschen, um endlich von unseren Möglichkeiten guten und kreativen Gebrauch zu machen.⁸²

4.2 Achtsamkeit, oder: Wahre Arbeit, wahrer Lohn?

David Foster Wallace betont vollkommen zu Recht, daß es anstrengend und mühsam ist, nicht ständig auf Autopilot zu fahren. Im Prinzip fordert er eine ganz enorme Kulturleistung, eine zivilisatorische Anstrengung, genau wie der gute alte Bazon Brock auch.⁸³ Dann muß da wohl was dran sein. Brock erzählt die Geschichte von Odysseus und seiner Mannschaft auf Circes Insel nach. Circe hielt Odysseus in Bann, um mit ihm ihre Liebesspiele zu treiben. Seine Mannschaft verzauberte sie derweil in Schweine. Nachdem Odysseus sich befreien konnte, hob er den Zauber auf und verwandelte die Schweine zurück in Menschen. Die protestierten, und wollten lieber Schweine bleiben, weil das Leben so doch viel bequemer und lustvoller gewesen sei. Im Dreck ist halt schön suhlen.

Gar nichts gegen Schweine, tolle und kluge Tiere, bitte auf gar keinen Fall essen, aber bleiben wir im Bild. Das ist die Frage: Wollen wir unkultiviert und unzivilisiert im trüben Morast aasen, oder wollen wir endlich Lehren aus den Erkenntnis bringenden Verletzungen ziehen, die Kopernikus, Darwin und Freud uns Menschen freundlicherweise zugefügt haben? Nein, diese Erde ist nicht das Zentrum des Universums. Ja, die Menschen sind nur eine Spezies unter vielen. Nein, wir sind nicht Herren im eigenen Haus unseres Denkens, Erleben und Verstehens. Es wäre vermutlich nicht die schlechteste Idee, diese existenziellen Lehren auch mal alltagspraktisch zu bedenken und umzusetzen. Zuallererst würde das von uns erfordern, vom egozentrischen Autopiloten in einen Modus umzuschalten, in dem wir mehr Achtsamkeit aufbringen. In allererster Linie Achtsamkeit für unser eigenes Denken, Erleben und Handeln – und damit natürlich auch für diese doch eigentlich wirklich umwerfende und schützenswerte Biosphäre mit all dem lustigen Grün-, Vieh- und Menschenzeug, das sich darin tummelt.

Und wie soll das Bitteschön gehen? Keine Ahnung. Einfach auf viele verschiedene Arten versuchen, achtsam zu bleiben, sich in Nachsicht üben vielleicht, auch und gerade Nachsicht mit dem eigenen Ich. Wir sind Mängelwesen, das geht schon in Ordnung. Nur bitte lernen, aus den Fehlern.

⁸¹ In Jim Jarmuschs neuen Film ‹The Limits of Control› von 2009 sehen wir einen Killer, ‹Lone Man›, der zum Finale – wie erwartet – seinem Opfer gegenüber steht. Aber statt des üblichen cineastischen Superorgasmus, jener Gewaltentladung, die nun *eigentlich* kommen müsste, jener Mutter aller Bilder, mit der der Film die ganze Zeit über kokettiert, predigt Guru Jarmusch ganz überraschend eine neue Erkenntnis: *Erleuchtung durch Verzicht. Sich selbst aus dem Weg nehmen.*

⁸² Robert Anton Wilson (2003): *Der neue Prometheus. Die Evolution unserer Intelligenz.* Rowohlt: Reinbek bei Hamburg.

⁸³ Bazon Brock: *Lustmarsch durch das Theoriegelände – Musealisiert Euch.* Köln: Dumont Buchverlag.

Error-Monitoring! Dabei insgesamt auf so etwas wie Wahrhaftigkeit zielen, möglicherweise. Die pathetische Variante: Mut zur Demut. Überhaupt hilft da nur Versuch und Irrtum, und ganz weit vor allem: Die Bereitschaft zu lernen. Es erfordert vor allem eins: Wahre Arbeit. David Foster Wallace: Das Denken lernen bedeutet eigentlich Kontrolle darüber auszuüben, wie und was wir denken. Es bedeutet, bewusst und aufmerksam genug zu sein, um das auszuwählen, was wir beachten wollen und auch zu wählen, auf welche Art und Weise wir Bedeutung aus unseren Erfahrungen herstellen. Es geht David Foster Wallace vielleicht um so etwas wie einen ethisch und moralisch geerdeten, lebenspraktischen Konstruktivismus. Verantwortung für den eigenen Weltentwurf. Große Aufgabe.

Unser Lohn für das Bemühen um Achtsamkeit könnte so etwas wie Freiheit sein. Zumindest würde jeder, auch noch der letzte erfolgreich gescheiterte Versuch, etwas anders zu machen, zu mehr Distanz zwischen uns und den tödlichen Routinen schaffen, die uns zu Sklaven unserer Automatismen, unserer vorprogrammierten Standardeinstellungen, unserer Gewohnheiten machen. Und das wäre doch wirklich mal wahrer Lohn für wahre Arbeit.⁸⁴

4.3 Die gute Personenperson

Indem wir uns auf diesen Weg machen, tragen wir unseren bescheidenen Teil zu einem guten Leben bei, für uns und Andere. Wir wollen tatsächlich den Gutmenschen zurück, den guten Menschen der sich ohne Bessermenschendünkel um seine Angelegenheiten kümmert, und dann hilft, wenn Hilfe gebraucht wird.⁸⁵

Anthony Giddens, der sich ausführlich mit dem reflexiven Charakter kultureller Identität auseinandergesetzt hat, beschreibt in verschiedenen Texten, wie wir unsere Selbst-Identität durch reflexive Denktätigkeiten herstellen.⁸⁶ Unsere Identität – so Giddens – entstünde demnach aus der Narration eines Selbst über sich, dem Selbstgespräch zwischen Ich und Ich. Ein schöner Gedanke, den «Soziale Konstruktivistinnen» pflegen und hegen.⁸⁷ Die Inhalte unserer biographischen Erzählungen variieren selbstredend je nach Kontext, je nach sozialem System. Die angestiegene Unsicherheit über die Angemessenheit der jeweils aktualisierten Selbst-Identität in einer komplexen und ausdifferenzierten modernen Gesellschaft – die ja aus einer Unzahl ineinander geschachtelter und überlagerter Mikrosysteme besteht – führt nach Giddens dazu, daß persönlicher Eigensinn zunehmend mit vorprogrammiertem Fremdsinn gefüllt wird.

⁸⁴ Auch wenn wir die hin und wieder doch recht naiven erkenntnistheoretischen Positionen nicht teilen, gibt es in dem von Singer & Ricard (2009, frankfurt/main: edition unseld) geführten Dialog zwischen Hirnforschung und Meditation einige gute Gedanken darüber, wie wir unser inneres Geplapper durch gezieltes geistiges Training (vulgo: Meditation) unterbrechen können, um unsere mentalen Ressourcen in selbst- und sozialverträglichere Bahnen zu leiten. Unverbesserliche radikale Konstruktivisten und Solipsisten finden dort übrigens auch Belege dafür, daß rein auf sich selbst gerichtete geistige Aktivität belegbare neuronale Spuren hinterlässt. Wer hätte das gedacht? Interessant wird es aber dann, wenn geübte Meditierende mit ihrer Achtsamkeit gezielt ganz bestimmte neuronale Strukturen ansteuern können. Und dafür gibt es jetzt sogar wissenschaftliche Beweise. Was das heißt? Metaprogrammierung ist bewiesenermaßen möglich! Die großen alten Weisen aus Ost und West hatten recht. Timothy Leary, kannst Du uns hören? Es ist vollbracht, du kannst dich wieder auftauen lassen.

⁸⁵ Für das große Wort [«Bessermenschendünkel»](#) bedanken wir uns mal wieder herzlich bei Wiglaf Droste. Die Maxime «Mind your own business, and give help when help is needed» ist die zentrale Lebenspraxis im Kern der Arbeiten von William S. Burroughs. Wir tragen sie im Herzen.

⁸⁶ Zum Beispiel: Anthony Giddens (1991): *Modernity and Self-Identity: Self and Society in the Late Modern Age*. Stanford University Press.

⁸⁷ Unsere Autorin Albertine Devilder sagt es so: «Identität ist das, was man/frau sich selbst über sich selbst erzählt.» So könnte es sein.

In diesem Sinne wäre – wie in Kapitel 3.4.4 dargelegt – der proteische Charakter eine multiple Persönlichkeit, die auf der einen Hand zwar über das Rollenrepertoire und die Rollenflexibilität verfügt, um auf den verschiedenen Bühnen der Moderne 2.1 erfolgreich zu sein. Diese Kernkompetenzen werden aber fremdgesteuert, also rein reaktiv und adaptiv eingesetzt, um den größtmöglichen Verkaufswert zu erzielen, den größtmöglichen Nutzen aus einer Situation zu ziehen. Die reflexive Denkkaktivität, die Einheit zur Metaprogrammierung fehlt. Proteus wäre in dieser Gestalt die schwarze Personenperson ohne Verantwortung für das eigene Tun, denn man ist ja immer von außen oder von irgendwem irgendwie gezwungen, so und nicht anders zu handeln. Da kann man auch mal richtig Scheiße sein, denn mit einem ausgelagerten Gewissen ist immer gut schlafen. «God told me to», ich konnte halt nicht anders. Und dies liegt letztlich daran, daß der proteische Charakter sich mit dem Aggressor – dem brutalen turbokapitalistischen Arbeitsleben – identifiziert.

Die gute - weiße - Personenperson, so wie wir sie gerne sehen würden, weicht statt dessen dem Aggressor anmutig und geschmeidig aus. Sie ist im Gegensatz zu Proteus das eigensinnige Subjekt, das souverän und voll verantwortlich in dem Labyrinth aus verschachtelten sozialen Systemen agiert und mit einer Selbst-Identität spielt, die sie in jeder Situation überlegt aus ihrem Rollenreservoir schöpft. Natürlich kann sie auch für andere arbeiten, wenn es denn mal sein muß, aber sie wird sich in dieser Arbeit nicht verlieren. Mit einem offenen Geist trägt sie – sich selbst und der Pólis verantwortlich – die Konsequenzen des eigenen Handelns, klaren Blicks für die Strukturen der Systeme, in denen sie lebt; aus Respekt für Andere ist sie gerne auch bereit, einfach mal etwas Platz zu machen; immer mit der Möglichkeit, so, aber vielleicht auch anders handeln zu können; und mit diesem Bewußtsein zu ihren Taten zu stehen. Achtsamkeit ist der Schlüssel, und die Bereitschaft, die Verantwortung für das eigene Handeln zu übernehmen.

Natürlich ist diese Vorstellung der guten Personenperson eine vollkommen überzogene Idealvorstellung. Aber genau das ist es, was wir in diesen dunklen Zeiten brauchen: Licht am Ende des Tunnels 2.1, Leitmotive, an denen wir uns orientieren können. Und wenn wir uns auf den Weg machen, wenn wir uns diesem Ideal nur einen Hauch annähern, dann sind wir schon einen ganz entscheidenden Schritt weiter. Wir erkennen absolut an, wie schwer es ist, diese Art des Andersseins nur zu probieren. Mehr schaffen wir selbst nur selten. Sich ein besseres Leben vorzustellen, sich ein besseres Leben gar zu konstruieren, ist harte Arbeit. Es wäre zynisch, zu glauben, wir könnten einfach so mal eben ein anderes Denken und ein anderes Leben beginnen, schwuppdwupp und hopplahopp. Aber mit dem anderen Denken anzufangen und denen, die unter der aktuellen Lage leiden, eine Zielvorstellung an die Hand zu geben, wollen wir mit allem Respekt trotzdem versuchen.

Bitte einzusteigen in das Rettungsboot: Machen wir uns auf den Weg, ewiges Anfangen, mehr ist nicht drin. Den Pathosregler noch eins höher: Nur wenn wir aufhören anzufangen, haben wir endgültig verloren.

4.4 International Rescue

Sind Sie an Bord? Dann wollen wir jetzt die Möglichkeiten aufzeigen, die wir als gute Personenperson auch in der düstersten Moderne 2.1 haben. Alte Bekannte haben es schon vorformuliert, und denen wollen wir folgen: Edna Lemgo und Bethchen B. beschreiben in einem Essay im Skepsis-Reservat unserer Arbeitsgruppe, wie ein gutes, persönlich erfülltes Leben mit sinnvollen Tätigkeiten – auch unter dem Diktat der Marktherrschaft und ihrer falschen Arbeitsideologie – jederzeit möglich

ist:⁸⁸

«Die aristotelische Vorstellung (...) unterteilt das tätige Leben in drei Grundkategorien und eine übergeordnete Tätigkeit, die nur den wirklich freien Geistern vorbehalten ist. Ganz unten auf seiner Hierarchie siedelt Aristoteles die notwendige Arbeit im Dienst des Überlebens an. Diese Tätigkeiten sind vollständig unfrei und daher nur von Sklavinnen zu verrichten. Diese Arbeitsform ist im weitesten Sinne reaktiv, weil sie sich den Bedingungen der Natur zu unterwerfen hat. So muß sich zum Beispiel die Bäuerin nach den Jahreszeiten und dem Wetter richten, wenn sie ihre Felder bebauen will. Die nächste Tätigkeitsstufe ist das Herstellen, die Poiesis. In dieser Tätigkeit finden sich schon erste Anzeichen von Freiheit, weil auf die Welt mit einem Plan und einem Ziel eingewirkt wird. Der Grad der notwendigen Reaktion nimmt ab, die Freiheitsgrade steigen. (...) Handwerkerinnen wie Bäckerinnen oder Künstlerinnen (sind) Beispiele, die mit ihrer persönlichen Befähigung Ideen zu Werken formen. Die notwendige Arbeit und die hergestellten Produkte sichern gemeinsam die Grundbedürfnisse des Menschen als Voraussetzung für die eigentlich freien Tätigkeiten. Wirklich frei wird der Mensch erst im Handeln, in der praktischen Gestaltung des eigenen Lebens und der Gemeinschaft. Hier reagiert der Mensch nicht länger, sondern wird endlich zur freien Akteurin. In der handelnden Praxis geht es vor allem um zwischenmenschliche Beziehungen, die Kommunikation und Interaktion zwischen Menschen, von der Pflege der Pólis bis zum Krieg. Diesen drei Daseinsmöglichkeiten in der Welt stellt Aristoteles – der Philosoph – schließlich noch eine vierte und höchste Daseinsform gegenüber: die Urform philosophischer Tätigkeit, die kontemplative Anschauung. Hier löst sich der befreite Mensch ganz aus den Zwängen des Daseins, und betrachtet es, um es zu verstehen und anderen Menschen zu erklären. Spätestens wenn wir dieses große Spektrum an Daseinsformen mit unseren Möglichkeiten in der kleinen Arbeitsgesellschaft vergleichen, sollte uns unsere beschränkte Programmierung auf das Überleben in der Job-Welt nicht mehr geheuer sein. Obwohl unser biologisches Überleben am Ende der Moderne mehr als gesichert ist und uns dadurch alle Freiheiten zu einem vollständigen Leben inklusive Praxis, Kontemplation und Muße offen stehen, schließen wir uns in einem Wirklichkeitsraum ein, über den allein die Arbeit als zentrales Dogma die Definitionsgewalt hat. Ist das nicht verhältnismäßig dumm?»

Das ist es. Versuchen wir also, dies als gute und achtsame Personenpersonen einfach ein wenig besser zu machen. Es wird uns selten gelingen, aber in unserem Scheitern tragen wir unseren bescheidenen Teil zu einem besseren und schöneren Leben bei. Unser fließender Selbst-Entwurf als ein Kunstwerk des Scheiterns. Mehr können wir nicht leisten.⁸⁹

4.5 Aufwachen, bitte

Wenn wir uns jenseits der final-kapitalistischen Moderne 2.1 eine andere Gesellschaft vorstellen, sollten wir anerkennen, wie schwer es fällt, die aktuell bestehende zu verlassen. Sich ein besseres Leben zu konstruieren, ist harte Arbeit (nicht «Arbeit» im Sinne dieses Arbeitspapiers, klar). Zynisch

⁸⁸ [Neue Spielregeln der Ausbeutung \(4\): Abschied von der Arbeitsgruppe? Eine Begriffsklärung.](#)

⁸⁹ Ist vielleicht doch ein Filmwissenschaftler anwesend? Könnte der dann kurz erklären, was es mit dem schon wieder englischen Titel für dieses Kapitel auf sich hat? Keiner da? Also gut: *De familie Tracy leidt International Rescue, een top secret organisatie met de altijd voortdurende missie om de mensheid de helpende hand te bieden.* So der Klappentext der niederländischen DVD-Kollektion der legendären 60er-Jahre Marionetten-Science-Fiction-Action-Agenten-Serie Thunderbirds. Gerry Andersons Klassiker – gedreht in Supermarionation – ist ein Meilenstein der Mixed-Media-Montage. Die International Rescue-Marionetten sind mit ihrer überlegenen Technologie immer dann zur Stelle, wenn die Menschheit nicht mehr weiter weiß. Wir haben noch nicht alle 6 Folgen gesehen, aber wir hoffen noch, dass in einer der selbstreferentiellen Episoden eine der Marionetten an ihren eigenen Stricken zieht, weil sie die Fremdbestimmung endlich leid ist. Siehe dazu auch Team America: World Police, Being John Malkovich und Heinrich von Kleists «Über das Marionettentheater».

wäre es, so zu tun, als könnte jeder einfach so ein anderes Denken und ein anderes Leben beginnen. Aber – wie bereits weiter oben gesagt – mit dem anderen Denken anzufangen und denen, die unter der aktuellen Lage leiden, Respekt zu zollen, ist nicht zynisch.

Und natürlich können und werden wir auf diesem Weg scheitern. Doch die «Bochumer Arbeitsgruppe» ist ja angetan von einer Ästhetik des Scheiterns. Aufmerksame Leser und Leserinnen unserer Rubrik «Buchgeschichten» des «Skepsis-Reservates» freuen sich schon seit einiger Zeit, wie wir hier immer wieder eine Ästhetik des Scheiterns, eine Kunst des Wartens, eine Schule der Vergeblichkeit skizzieren, wie wir Romane suchen und finden, in denen die Hauptpersonen und Heldinnen scheitern.⁹⁰

Und wie wunderbar beschreibt Hjalmar Söderberg in seinem Roman *Verirrungen* das Stutzen, das Aufmerken seines jungen Helden, der sein Leben bis dahin als sozialer Automat verbrachte:

«Er verstand nichts in seinem Leben, jetzt, da er daran zurückdachte. Es war, wie wenn man träumt: Man geht straßauf, straßab, als hätte man etwas Wichtiges zu erledigen, man geht in fremden Häusern ein und aus, man nimmt an den lächerlichsten und sinnlosesten Auftritten teil, man findet alles natürlich und in Ordnung und läßt sich durch nichts verwundern. Dann wacht man auf und versucht sich daran zu erinnern, was man geträumt hat, und sucht nach irgendeiner Bedeutung darin und findet nichts als Dummheiten ohne Sinn und Zusammenhang. Wie sehnte er sich danach, aufzuwachen, ein für allemal!»⁹¹

Aufwachen also. Und dann gilt es, die uns pressende Kelter des finalen Kapitalismus und die Leimruten der Merkatokratie zu *erkennen* und ein vermutlich unvermeidliches «Scheitern» bei den eigenen Befreiungsversuchen zu ästhetisieren und zu literarisieren! Nur große Macher und Wichtigkeitswichtel – die unliterarischsten Menschen also, die man sich überhaupt vorstellen kann – scheitern nie, selbst wenn sie hunderte von Milliarden in den Sand setzen. Warum? Weil sie niemals aufwachen! Weil sie das Laufrad, in dem sie eingesperrt sind, niemals *sehen*.

Eine Personenperson in unserem Sinne zu werden oder gar zu sein, ist eine nie endende und nie zu erfüllende Aufgabe, die sich uns jeden Tag und jede Minute neu stellt. Und es ist eine anstrengende Aufgabe. Und es gibt bequemere Wege. Doch wenn man diese nicht geht, kann man sich ins Offene orientieren und souverän werden. Auch wenn man wieder einmal scheitert. Und wieder beginnt. Und wieder scheitert. Und immer wieder neu beginnt. Und wieder scheitert, aber diesmal schöner. Die Personenperson als fließender Selbstentwurf, als flüssiges Kunstwerk des Scheiterns, als flüchtiges Kunstwerk des Scheiterns.

⁹⁰ Diese Beispiele mögen hier genügen: Henriette Orheims Besprechung von [«Erik Fosnes Hansens: Choral am Ende der Reise»](#), von [«William Alexander Gerhardies: Vergeblichkeit»](#) und von [«Dag Solstads: Scham und Würde»](#).

⁹¹ Hjalmar Söderberg (2006): *Verirrungen*. München: Piper Nordiska. Seite 185. (Die Originalausgabe erschien 1895.)

5. Epilog

«Muße und Müßiggang. – Es ist eine indianerhafte, dem Indianer-Blute eigentümliche Wildheit in der Art, wie die Amerikaner nach Gold trachten: und ihre atemlose Hast der Arbeit – das eigentliche Laster der neuen Welt – beginnt bereits durch Ansteckung das alte Europa wild zu machen und eine ganz wunderliche Geistlosigkeit darüber zu breiten. Man schämt sich jetzt schon der Ruhe; das lange Nachsinnen macht beinahe Gewissensbisse. Man denkt mit der Uhr in der Hand, wie man zu Mittag ißt, das Auge auf das Börsenblatt gerichtet, – man lebt wie einer; der fortwährend etwas *«versäumen könnte»*. *«Lieber irgend etwas tun, als nichts»* – auch dieser Grundsatz ist eine Schmur, um aller Bildung und allem höheren Geschmack den Garaus zu machen. Und so wie sichtlich alle Formen an dieser Hast der Arbeitenden zu Grunde gehen: so geht auch das Gefühl für die Form selber; das Ohr und Auge für die Melodie der Bewegungen zu Grunde. Der Beweis dafür liegt in der jetzt überall geforderten plumpen Deutlichkeit, in allen den Lagen, wo der Mensch einmal redlich mit Menschen sein will, im Verkehre mit Freunden, Frauen, Verwandten, Kindern, Lehrern, Schülern, Führern und Fürsten, – man hat keine Zeit und keine Kraft mehr für die Zeremonien, für die Verbindlichkeit mit Umwegen, für allen Esprit der Unterhaltung und überhaupt für alles otium. Denn das Leben auf der Jagd nach Gewinn zwingt fortwährend dazu, seinen Geist bis zur Erschöpfung auszugeben, im beständigen Sich-Verstellen oder Überlisten oder Zuvorkommen: die eigentliche Tugend ist jetzt, etwas in weniger Zeit zu tun, als ein anderer. Und so gibt es nur selten Stunden der erlaubten Redlichkeit: in diesen aber ist man müde und möchte sich nicht nur *«gehen lassen»*, sondern lang und breit und plump sich hinstrecken. Gemäß diesem Hange schreibt man jetzt seine Briefe; deren Stil und Geist immer das eigentliche *«Zeichen der Zeit»* sein werden. Gibt es noch ein Vergnügen an Gesellschaft und an Künsten, so ist es ein Vergnügen, wie es müde gearbeitete Sklaven sich zurecht machen. O über diese Genügsamkeit der *«Freude»* bei unsern Gebildeten und Ungebildeten! O über diese zunehmende Verdächtigung aller Freude! Die Arbeit bekommt immer mehr alles gute Gewissen auf ihre Seite: der Hang zur Freude nennt sich bereits *«Bedürfnis der Erholung»* und fängt an, sich vor sich selber zu schämen. *«Man ist es seiner Gesundheit schuldig»* – so redet man, wenn man auf einer Landpartie ertappt wird. Ja, es könnte bald so weit kommen, daß man einem Hange zur *vita contemplativa* (das heißt zum Spazierengehen mit Gedanken und Freunden) nicht ohne Selbstverachtung und schlechtes Gewissen nachgäbe. – Nun! Ehedem war es umgekehrt: die Arbeit hatte das schlechte Gewissen auf sich. Ein Mensch von guter Abkunft verbarg seine Arbeit, wenn die Not ihn zum Arbeiten zwang. Der Sklave arbeitete unter dem Druck des Gefühls, daß er etwas Verächtliches tue: – das *«Tun»* selber war etwas Verächtliches. *«Die Vornehmheit und die Ehre sind allein bei otium und bellum»*: so klang die Stimme des antiken Vorurteils!»⁹²

⁹² Friedrich Nietzsche, *«Die fröhliche Wissenschaft»*, Ziffer 122. Referenzausgabe: Friedrich Nietzsche (1974): Werke in drei Bänden. Band 2. Seite 88. Bongs Goldene Klassiker - Bibliothek. Zürich: Consortium Verlag.

**Die Bochumer Arbeitsgruppe für
Sozialen Konstruktivismus und Wirklichkeitsprüfung**

hat bisher herausgegeben:

In der Reihe „Arbeitspapiere“:

- Arbeitspapier Nr. 1: **Kritik der herkömmlichen Psychologie in 176 Thesen**
(4. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 2: **Erkenntnistheoretische Probleme der Psychologie: Über das Verhältnis von Wirklichkeit, Sinnesdaten und Sprache**
(Historische Fassung: Januar 1988)
- Arbeitspapier Nr. 3: **Bemerkungen zum technologischen Funktionsbegriff** (Kleiner Exkurs über die Meinung: „*Es funktioniert aber doch!*“)
(2. Fassung: Mai 2000)
- Arbeitspapier Nr. 4: **Logik und der Gebrauch von Argumenten**
(3. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 5: **Diskussions-Skripte**
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 6: **Konstruktivismus und Ethik** (Ein Dialog)
(1. Fassung: November 1988)
- Arbeitspapier Nr. 7: **Variationen über den Konstruktivismus**
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 8: **Beziehungs-Skripte**
(2. Fassung: Januar 1990)
- Arbeitspapier Nr. 9: **„Macht“**
(1. Fassung: Oktober 1990)
- Arbeitspapier Nr. 10: **Wirklichkeitsprüfung: Eine sozial-konstruktivistische Forschungsperspektive für die Psychologie**
(1. Fassung: Januar 1992)
- Arbeitspapier Nr. 11: **Zur Kulturphysiognomik von Romantik, Moderne und Postmoderne**
(1. Fassung: Dezember 1993)
- Arbeitspapier Nr. 12: **Was Sie schon immer über Sozialen Konstruktivismus wissen wollten und auch zu fragen wagten**
(Briefe aus den Jahren 1987–1995, nebst Antworten)
(1. Fassung: Oktober 1995)
- Arbeitspapier Nr. 13: **Theorie und Praxis**
(1. Fassung: Januar 1997)
- Arbeitspapier Nr. 14: **Was von der Postmoderne übrig blieb - Zeitgemäße Betrachtungen -**
(1. Fassung: August 2003)
- Arbeitspapier Nr. 15: **Moderne 2.1: Die Arbeit und ihr <Ich>**
(1. Fassung: Juni 2009)

In der Reihe „Bochumer Berichte“:

- Heft Nr. 1: AutorInnenkollektiv: **Automythen. Sprachskripte und Mythen zur Verkehrsmittelwahl**
(August 1990)
- Heft Nr. 2: Holger Wyrwa: **Zen und Konstruktivismus. Zur konstruktivistischen Prozeß-Erfahrung und zur Satori-Erfahrung im Zen** (November 1994)
- Heft Nr. 3: Jens Faust: **Zur differenzlogischen Interpretation des sozial-konstruktivistischen Personenpersonenkonzeptes** (2. Fassung: Mai 2000)
- Heft Nr. 4: AutorInnenkollektiv: **Medien, Identität: Medienidentität** (Juli 1997)
- Heft Nr. 5: Albertine Devilder: **Skizzen einer sozial-konstruktivistischen Psychologie**

Heft Nr. 6: (März 2001)
Alexandra Martz, Svea Steinweg, Pia Maria Gerber: **Konzeptualisierungen von Kultur:
J.G. Herder versus S.P. Huntington** (Februar 2005)